

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Thoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 12.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

December 1885.

Inhalt: Die übrigen 1883—1884 verstorbenen Missionsbischöfe. — Durch Yoruba. (Schluß.) — Bulgarien und die Missionstätigkeit der katholischen Kirche. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: Tongking; Hinterindien; Sudan; Südafrika. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Die übrigen 1883—1884 verstorbenen Missionsbischöfe.

Schon in drei Nummern dieses Jahrganges haben wir den in den letzten Jahren verstorbenen Missionsbischöfen ein Wort der Erinnerung geweiht, noch sind wir aber mit unserer Todtenschau nicht am Ende. Die letzten Bischöfe, deren wir gedachten, standen ostasiatischen Diözesen vor. Bleiben wir zunächst am großen Ocean. Noch zwei andere, gleichfalls von ihm besüllte Sprengel trauern um ihre Hirten: die Erzbischöfe von Sydney und das apostolische Vikariat von Neu-Caledonien.

An einem schönen Apriltag des vorigen Jahres ging es im herrlichen Darlingshafen zu Sydney belebter noch und bewegter zu als sonst. Flaggen wehten an den Häusern, Wagen um Wagen fuhr nach dem Strand, ein festlich geschmücktes Schiff lag dort vor Anker. Erzbischof **Roger Beda Vaughan** sollte eine weite Reise antreten, und seinen Diözesanen war diese Gelegenheit sehr willkommen, ihrer Liebe und Hochachtung Ausdruck geben zu können. Die Abreise, die ihm überreicht wurde, rühmte seinen Eifer und seine Hingebung, die Hochherzigkeit, mit der er seine glänzenden Talente in den Dienst Gottes gestellt. Nach der erhebenden Abschiedsfeier stach das Schiff in die rissreiche See und trug den ausgezeichneten Prälaten über den stillen Ocean nach Amerika. Das nächste Ziel seiner Reise waren die Vereinigten Staaten, deren Schulverhältnisse er studiren wollte; sodann England, wo er einige Besuche zu machen vorhatte. Von da aus wollte er seinen Weg nach Rom nehmen, um den Segen des Papstes den Seinigen mitzubringen.

Am 15. August traf er in Liverpool ein und begab sich nach Ince-Blundell-Hall zu seinen Verwandten. Nach zehn

Jahren wollte er wieder einmal ausruhen, sagte er, um zu seinen schweren Arbeiten neue Kraft zu holen. Als seine Verwandten ihm des Abends gute Ruhe wünschten, da dachte keiner, daß es die Grabesruhe war, zu der er sich legte; daß sie am folgenden Tag schon um die ewige Ruhe für ihn beten würden. Am andern Morgen sah sein ältester Bruder, M^rg^r. Herbert Vaughan, Bischof von Salford, nach ihm und fand ihn todt im Bette. Das Requiem sang sein Bruder Dom Hieronymus, der Benediktiner-Prior von Fort Augustus; als Diakon und Subdiakon dienten ihm dabei P. Bernard Vaughan, S. J., und Herr John Vaughan, gleichfalls Brüder des verstorbenen Erzbischofs. Der Bischof von Salford segnete in Gegenwart vieler Prälaten die irdischen Überreste ein; und P. Morris, S. J., hielt die Leichenrede. Die schönste Lobrede auf den Verstorbenen waren aber die Klagen seiner Diözesanen, die Worte tiefempfundenen Schmerzes, die allenthalben laut wurden. Der „Morning Herald“, das protestantische Hauptblatt Sydney's, nannte Erzbischof Vaughan „eine Macht im öffentlichen Leben“; ein anderes protestantisches Journal schrieb, mit ihm sei ein Fürst, ein großer Mann in Israel gefallen.

Wüßten wir es auch nicht, so müßten wir doch mit Recht annehmen, daß das Haus des Colonel Vaughan zu Courtfield in Herfordshire ein ganz ausgezeichnetes gewesen ist. Neben mehreren Schwestern, die in's Kloster gingen, finden wir da fünf Brüder, die Priester wurden; zwei Bischöfe, drei Ordensleute! Die Himmelsblume des geistlichen oder Ordensberufes gedeiht nur dort, wo die jungen Herzen, vor dem Nordwind der Weltlust behütet, in Andacht und Gottesliebe zu erwärmen

gelernt haben. Roger Vaughan ist als zweiter Sohn seiner Eltern am 9. Januar 1834 geboren. Er wurde im Benediktiner-Colleg zu Downside bei Bath erzogen. Reiche Talente, ein unternehmender Sinn und große Munterkeit, die ihn in launigen Einfällen unerschöpflich sein ließ, zeigten, daß der körperlich zarte Knabe zu Großem berufen sei. Der erste Schritt hat erst recht Bedeutendes erwarten lassen: 1854 nahm Roger das Kleid des hl. Benedikt und den Namen des ehrwürdigen Beda. Gott wollte diesen Eiden für sich behalten. Von 1855 bis 1860 lag er philosophischen und theologischen Studien ob in St. Paul vor den Mauern Roms. In der hochberühmten Abtei vollendete er seine geistige Bildung, in der Hauptstadt der katholischen Welt lernte er das Reich Christi begreifen; im täglichen Gebet am Grabe des Völkerlehrers mag die seligste Sehnsucht oft durch sein Herz gezogen sein, die Sehnsucht nach dem Apostolat. In seine Heimath zurückgekehrt, lehrte er Philosophie im Priorat von St. Michael zu Belmont bei Hereford, blieb aber dabei immer auch seelsorglich thätig. Dazu wurde er 1862 zum Prior gewählt; 1866 und 1870 von Neuem. Stets vielseitig, stellte er doch in allen Arbeiten seinen ganzen Mann: in der Leitung der Seinigen und den Ansprachen an seine Communität ein treuer Sohn des hl. Benedikt, in der Wissenschaft ein ergebener Schüler des hl. Thomas; wie sein großes Werk über das Leben und die Werke dieses heiligen Kirchenlehrers beweist; unermüdet im Weichstuhl, als Prediger und Exercitienmeister. Das also begonnene Leben wurde 1871 in ganz neue Bahnen gelenkt. Er sollte von seinem stillen Priorat fortziehen und einen erzbischöflichen Stuhl besteigen. Der greise Msgr. Polbing, seit 1833 apostolischer Vikar, seit 1842 Erzbischof von Sydney, hatte 1871 Pius IX. um einen Coadjutor mit dem Recht der Nachfolge gebeten. Der noch nicht vierzigjährige Ordensmann P. Beda wurde im Consistorium vom 21. März als Erzbischof i. p. dazu ernannt, am 19. März des folgenden Jahres, zugleich mit Msgr. O'Neill für Liverpool, von Cardinal Manning geweiht. Bald nach seiner Weihe reiste er nach Australien, wo ein ungeheures Arbeitsfeld seiner harrete. Es mag immerhin als sonderbare Fügung angesehen werden, daß seine Novizatszelle zu Downside früher schon zwei Männer beherbergt hatte, unter deren Pflege die australische Kirche heranwuchs: Msgr. Malthorne, seit 1850 Bischof von Birmingham, und Msgr. Polbing, Vorgänger Vaughans in Sydney. Die Kolonisation Australiens war sehr rasch vor sich gegangen. Am 26. Januar 1788 wurde der Grundstein

zu Sydney gelegt, damals wohnte der Gouverneur in einem Segeltuchzelt. Nach kaum 100 Jahren ist Sydney zur Weltstadt geworden. Eine außerordentlich schwierige Aufgabe war es, den kirchlichen Aufschwung gleichen Schritt halten zu lassen mit dem materiellen. Den drei genannten Prälaten ist dieß gelungen. 1832 hatte Malthorne drei Priester, zwei unvollendete Kirchen, zwei unvollendete Kapellen, und am 19. September 1880 konnte Erzbischof Vaughan in öffentlicher Rede mittheilen, in den letzten sieben Jahren seien auf Kirchenbauten 2½ Millionen, für Schulen 1 800 000 Mark verwendet worden. 1844 hatte Erzbischof Polbing das erste australische Provinzialconcil mit nur zwei Suffraganen gefeiert (Adelaide für Südaustralien und Hobarttown für Tasmanien); nach 30 Jahren wurde im Consistorium vom 4. Mai 1874 Australien in zwei

Kirchenprovinzen getheilt: den Metropolitanat von Melbourne mit fünf, den von Sydney mit sechs Suffraganen. Das war das Werk der drei Benediktiner Malthorne, Polbing und Vaughan. Auch dieses mag man wohl eine eigenthümliche Fügung nennen, daß sich um Australien, den jüngsten Schöfbling europäischer Civilisation, die Nachkommen derselben Männer verdient gemacht haben, die einst von Monte Casino, von Fulda, von St. Gallen und Clugny aus den Mutterbaum pflanzten und pflegten. Während nämlich die drei genannten Prälaten im Osten des Australandes rastlos thätig waren, gründeten ihre Ordensbrüder in Neu-Norcia eine rasch aufgeblühte Culturstätte, über die wir unseren Lesern wiederholt berichtet¹.

Bis zum Tode des Erzbischofs Polbing (16. März 1877) war Msgr. Vaughan an dessen Seite, dann allein und um so angestrengter thätig. Schon sein Empfang war ein überaus freudiger gewesen. Eine besondere Liebe brachte er den armen Eingebornen entgegen. Als nun Erzbischof Beda seine erste Reise zu denselben unternahm, mußte er eine Adresse und ein Geschenk entgegennehmen. Wir haben den Wortlaut der Adresse nach dem „Harp and Southern Cross“ unsern Lesern seiner Zeit mitgetheilt, und vielleicht erinnert man sich noch des originellen Geschenkes eines Regenmantels aus Känguruhfellen, das so deutlich zeigt, wie auch beschränkte Mittel mit vereinten Kräften Tüchtiges leisten; denn die Männer hatten die Thiere erjagt, die Jünglinge das Fell gegerbt, die Frauen den Mantel genäht und die Kinder in der Schule mit aller Andacht darauf Buchstaben gemalt.



Msgr. Vaughan, Erzbischof von Sydney.

ein überaus freudiger gewesen. Eine besondere Liebe brachte er den armen Eingebornen entgegen. Als nun Erzbischof Beda seine erste Reise zu denselben unternahm, mußte er eine Adresse und ein Geschenk entgegennehmen. Wir haben den Wortlaut der Adresse nach dem „Harp and Southern Cross“ unsern Lesern seiner Zeit mitgetheilt, und vielleicht erinnert man sich noch des originellen Geschenkes eines Regenmantels aus Känguruhfellen, das so deutlich zeigt, wie auch beschränkte Mittel mit vereinten Kräften Tüchtiges leisten; denn die Männer hatten die Thiere erjagt, die Jünglinge das Fell gegerbt, die Frauen den Mantel genäht und die Kinder in der Schule mit aller Andacht darauf Buchstaben gemalt.

¹ 1879 S. 74 ff.

Zahlreiche Kirchenbauten und mehr noch die Gründung sehr vieler Schulen sind das Werk Msgr. Baughans. Auch war der Erzbischof darauf bedacht, Hilfsruppen anzuwerben. So berief er 1877 Väter der Gesellschaft Jesu nach Sydney. Am 13. Januar 1878 empfing Erzbischof Baughan das Pallium; Msgr. Witte, apostolischer Vikar von Neu-Caledonien, dem wir gleichfalls einen kurzen Nachruf schulden, ist damals sein Gast gewesen.

Noch war es Msgr. Baughan gegeben, eine Feier dankbarer Erinnerung und ein Fest voll froher Hoffnung zu begehen. 1881 wurde nämlich seinem Vorgänger ein prächtiges Mausoleum aus carrarischem Marmor in gothischem Stil erbaut und im darauffolgenden Jahre die schöne Kathedrale von Sydney consecrirt. Sechs Suffragane waren zugegen und der Bischof von Wellington aus der benachbarten Kirchenprovinz Polynesien. So hatte er der Vergangenheit und der Zukunft der Kirche Australiens ein Monument errichtet, es schloß sich unmittelbar daran eine That für die Ewigkeit. Zwei Tage nach der Einweihung der Kathedrale, am 10. September 1882, weihte er seine Erzbischöfliche dem allerheiligsten Herzen Jesu. Bei allen Geschäften, welche die Regierung einer so ausgedehnten Diözese mit sich führt, war Msgr. Baughan doch stets der Mahnung eingedenk, die das Pontificale enthält: „Der Bischof soll predigen.“ Darum verkündete er oft Gottes Wort, zumal in der Kathedrale von Sydney, vor einem großen Zuhörerkreis, zu dem auch Andersgläubige gehörten. Zwar brachte es ihm viele Leiden, und die sichere Folge jedes seiner begeisterten Vorträge war ein Anfall des Herzübels, dem er schließlich erlag, und hochgradige Erschöpfung; allein, mochte er auch sein Leben abkürzen, danach frug er nicht. Er sagte mit dem hl. Paulus: „Christus ist mein Leben und Sterben mir Gewinn.“

Hatte die Vorsehung den eben genannten Kirchenfürsten mit großer Arbeitsfähigkeit begabt und mit der Gelegenheit, sie zu bethätigen, so mußte Msgr. Ferdinand Witte, apostol. Vikar von Neu-Caledonien, auf einen beschwerlichen Posten berufen, immer nur vergebliche Versuche machen, sich da zu behaupten. Er trug jahrelang das schwere, für einen Missionsbischof schier erdrückende Kreuz lähmender Kränklichkeit und starb ganz zurückgezogen in seiner Heimath am 9. December 1883. Dreimal landete er an den Ufern Neu-Caledoniens, und dreimal zwang ihn das Klima, wieder abzureisen.

Im Jahre 1853 erlag Msgr. Douarre, der erste apostolische Vikar der Insel, deren Missionsgeschichte wir im Jahrgang 1876 ausführlich schilderten, dem Fieber und der Arbeit. Sein treuer Gefährte, P. Rougeyron, wurde Provikar. Zahlrelang bat er, die, wie er meinte, zu schwere Last der Vikariatsverwaltung ihm abzunehmen. Erst ein Breve vom 4. April 1873 brachte ihm Er-

hörung. Darin wurde P. F. Witte, Generalassistent der Maristen, zum Bischof von Anastasiopolis und zum apostol. Vikar von Neu-Caledonien ernannt. Er war am 4. November 1824 in Cormoz, einem Städtchen in der Diözese Belley, geboren, hat 20 Jahre alt um Aufnahme in die Congregation der Maristen, wurde, nachdem er seine Studien vollendet, Theologieprofessor, sodann Seminardirector und 1860 Provinzial von Lyon, später von Paris; 1866 Generalassistent. Einen Monat nachdem er als Bischof präconisirt worden war, erfolgte seine Weihe durch Cardinal Donnet in der Kapelle Unserer Lieben Frau von Verdelais bei Bordeaux. Im October desselben Jahres ging er mit den Patres Frayssie und Gautret in Marseille an Bord und landete glücklich in Numea. Bald aber zeigte es sich, daß er dem Klima erliegen müßte. 1876 kehrte er nach Frankreich zurück und landete im Mai 1877 ein zweites Mal zu einem zweiten Versuch. Binnen Kurzem mußte er im milderen Himmelsstrich Ost-Australiens Linderung seiner Leiden suchen. Nach einer dritten Landung und einer dritten Enttäuschung kehrte er 1878 definitiv nach Frankreich zurück. Seine Demission wurde am 15. Januar 1880 angenommen, und nach zwei Jahren rief ihn Gott zu sich. Der Tod ist ihm eine Kreuzabnahme gewesen.

Gleich ihm, fern von seinem Sprengel, starb in Ferrara auf wohlverdientem Ruheposten am 30. August 1883 ein Veteran des Apostolates, Msgr. Suter, Ord. Capuc. Im Jahre 1878 haben wir die Geschichte der Kapuziner-Mission in Tunis erzählt und dort auch ein Bild Msgr. Suters gebracht. Er war in Ferrara am 6. März 1796 geboren; heldenmüthig entsagte er der Welt und wurde Kapuziner und Missionär. Er war gerade Provinzial, als ihn 1843 Gregor XVI. zum Bischof ernannte und mit der Leitung des neuen apostolischen Vikariates betraute. Er gründete



Msgr. Spiridion Maddalena, Erzbischof von Corsu.

manche Pfarreien, und die Zahl der Katholiken hat sich unter seiner Amtsführung mehr als verdoppelt. Im Juni 1881 gestattete ihm der Heilige Vater, sich zurückzuziehen, und ernannte ihn zum Erzbischof von Ancyra. Cardinal Lavigerie übernahm die Sorge für Tunis. Msgr. Suter kehrte nach Ferrara zurück und harrete dort des Augenblicks, da der Herr ihn rufen würde. Er konnte darum in Tunis viel erreichen, weil er, wie italienische Blätter erzählten, mit dem Bey auf besonders gutem Fuße stand. Nachdem dieser einst Msgr. Suter in Audienz empfangen hatte, soll er zum Ministerrath gesagt haben: „Dieser Mann ist ein wackerer Mann; traun, er verdient, einen so schönen Bart zu tragen! Wenn ich wüßte, daß er einen Wunsch hegte, ich erfüllte ihn sicher.“ Flugs war ein Minister hinter Msgr. Suter her, ihm das mitzutheilen, kehrte aber bald mit erstaunter Miene zurück und meldete, der römische Bischof habe um Steuerfreiheit für Kirche

und Kloster gebeten. „Wahrlich ein Mann Gottes,“ rief der Bey aus, „er verlangt nichts für sich!“

In einer Nummer von Anfang August brachte das in Corfu erscheinende Blatt „OQN“ die Beschreibung eines Leichenzuges, wie ihn Corfu noch kaum je gesehen. Eine unübersehbare Volksmenge war zusammengeströmt, alle Läden in den Straßen geschlossen, sehr viele Privathäuser und alle öffentlichen Gebäude mit Trauerdraperien bekleidet, sogar die Börse und der Judenklub; der ganze Magistrat war anwesend, auch der Ober-Rabbiner und das israelitische Consistorium; der philharmonische Verein brachte

Trauerchoräle zur Aufführung, und alle Glocken, die der lateinischen wie die der griechischen Kirchen, sangen ihr ernstes Grabgeläute. Es galt, dem Erzbischof

Spiridion

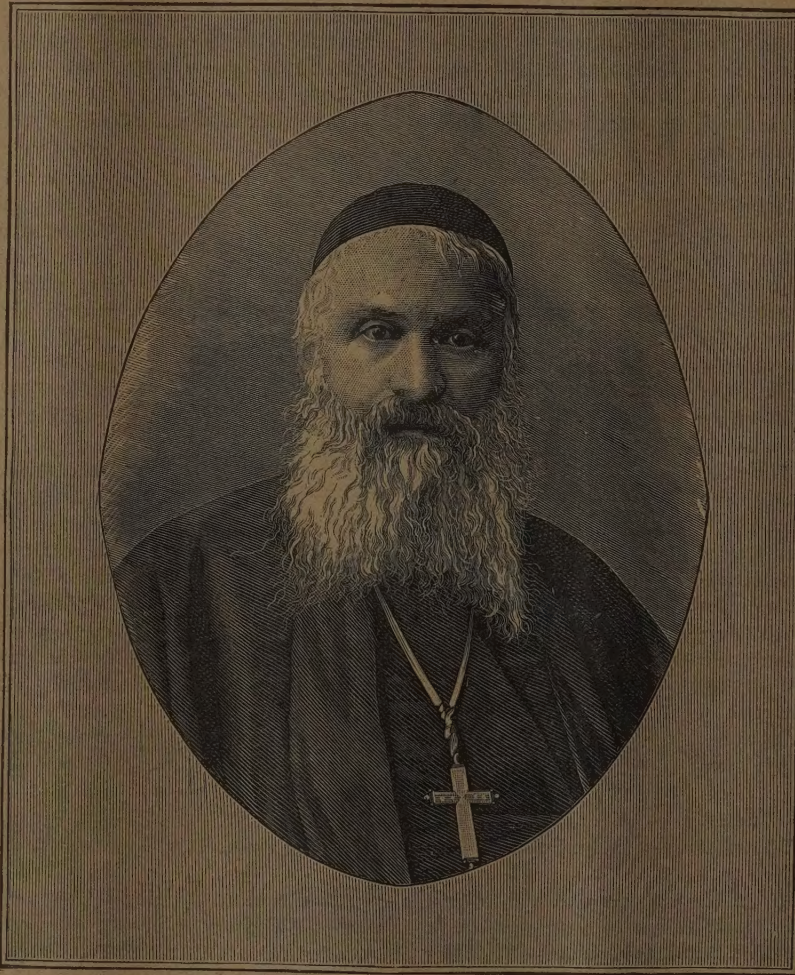
Maddalena die letzte Ehre zu erweisen. Der genannte Prälat ist ein Sohn Corfu's gewesen und seine Landsleute waren stolz auf ihn. Geboren am 3. November 1823, studirte er zunächst an der jonischen Universität, später an der Propaganda. Er wurde 1850 Priester und begann alsbald in der Heimath eine gesegnete Thätigkeit. Als Msgr. Rivelli, Erzbischof von Corfu, 1858 starb, wurde der 35jährige Pfarrer Maddalena erst Kapitelvikar und

Diözesanverwalter, 1860 Erzbischof. Man dachte an nichts weniger als daran, daß die Tage des unermüdblichen Erzbischofs gezählt seien, so vortrefflich war seine Gesundheit. Da kam plötzlich das überaus schmerzhaftes Leiden des Magent Krebses zu heftigem Ausbruch, und am 1. August 1884 war er eine Leiche.

Die Kirche des Orients hat einen großen Verlust erlitten an Msgr. Lion, Ord. Praed., apostolischem Delegaten von Mesopotamien, Kurdistan und Klein-Armenien, der am 8. August 1883 das Zeitliche segnete. Seine Vaterstadt war Rheims, die ehrwürdige Krönungsstätte der Bourbonen. Bevor er in den

Orden des hl. Dominicus eintrat, hatte er Medizin studirt; die tüchtigen Kenntnisse der Arzneikunde leisteten ihm später vortreffliche Dienste. Im Jahrgang 1876 (S. 186 ff.) sprachen wir von der Dominicanermision in Mossul und brachten ein Bild Msgr. Lions. Dort war auch von der Buchdruckerei die Rede, die er einrichtete, deren Erstling, eine neue arabische Übersetzung der heiligen Schrift, in der französischen Akademie Aufsehen erregte. Vom Jahre 1861 an war P. Lion in Mossul; während der Cholera-Epidemie vom Jahre 1865 zeichnete er sich durch Opfermuth so sehr aus, daß die französische Regierung

ihm das Kreuz der Ehrenlegion gab. 1873 wurde er abberufen. Als der demüthige Mönch fortzog, gaben ihm an 800 Christen eine halbe Stunde weit das Geleite. Im folgenden Jahre starb sein Vorgänger, Msgr. Castells. Der Heilige Stuhl willfahrte den laut werdenden Bitten um P. Lion. Zum Erzbischof von Damiette ernannt, consecrirte ihn Cardinal Guibert am 12. April 1874, und von dieser Zeit an stand er der apostolischen Delegation Mesopotamien vor. Die Muselmänner hatten nicht wenig Ehrfurcht vor ihm, die Christen waren ihm innig zugethan. Bei der Unterwerfung des verirrten Msgr. Audu, Patriarchen von



Cardinal Haffun.

Babylon, hatte er große Verdienste. Erzbischof Lion starb auf der Reise in einem armen Klosterchen. Ein paar Latten und eine dürftige Decke sind sein Paradebett gewesen: recht passend für einen armen Missionsbischof.

Im April 1883 starben zwei Prälaten des armenischen Patriarchates. Beide hatten schon früher ihre Bischofsitze verlassen und die Einsamkeit aufgesucht; der Eine gebeugt von der Last der Jahre, vom Bewußtsein der Schuld der Andere; zur Ruhe der Eine, der Andere zur Buße. Msgr. Anton Saladj, ein ehrwürdiger Greis, verschied im Alter von 95 Jahren in

Buzukdere am Bosphorus. Er hatte die Verfolgung von 1827 gesehen und die Leiden des Exils getragen. Nach jahrelanger Arbeit als armenisch-katholischer Bischof von Artvin (einem Suffraganstuhl des Patriarchates Cilicien) erblindete er im hohen Alter, resignirte und verbrachte seinen Lebensabend in wohlverdienter Ruhe. Erbaulich wie sein Leben, ist auch sein sanfter Tod gewesen. Msgr. Azarian hat in der Kathedrale von Pera für den Senior seines Patriarchates den Trauergottesdienst gehalten, nachdem er den Leichnam des Verewigten dahin hatte bringen lassen.

Msgr. **Jakob Baktarian**, ehemals armenisch-katholischer Erzbischof von Mardin, erlag am 18. April des genannten Jahres im 90. Lebensjahr einem Schlaganfall. Nach dem vaticanischen Concil hatte er sich zum armenischen Schisma verleben lassen und wurde sogar vom schismatischen Concilium an die Stelle Hassuns gewählt, dessen „Absetzung“ dort ausgesprochen ward. Als Pseudo-Patriarch von Cilicien führte er den Namen „Peter IX.“ Ein Breve Pius' IX. hat diese Wahl für null und nichtig erklärt und über den Verirrten die große Excommunication verhängt. Vor drei Jahren ging er in sich; Gott erbarmte sich des alten Bischofs, der fünfzig Jahre lang Missionär gewesen war. Er lebte in stiller Einsamkeit aufrichtiger Buße zu Tschughel-Kenu am asiatischen Bosphorus-Ufer.

Der höchste aber an Rang und der bedeutendste an Einfluß unter den 1883 und 1884 heimgegangenen Kirchenfürsten der Propaganda-Gebiete ist **Anton Hassun**, früher armenisch-katholischer Patriarch von Konstantinopel und Cilicien, zuletzt als erster armenischer Cardinal mit dem römischen Purpur bekleidet. Sein Name wurde in den kirchlichen Wirren des Orients in den letzten Jahrzehnten oft genannt, sein ganzes Leben ist ein mächtiges Stück Kirchengeschichte. Aber eben weil sein Name so vielgenannt ist und so hochberühmt, kann man das so vielbewegte Leben des Cardinals nicht in ein paar Zeilen zusammenfassen.

Die Inschrift auf dem Markusstuhl: „In aeternum juxta Romam“, „mit Rom immer und ewig“, war sein ganzes Lebensprogramm; kein Wunder: ist er doch als Schüler

der Propaganda aufgewachsen, „im Schatten der Peterskirche“, wie Pius IX. einst sagte. In der Kirchengeschichte trat Anton Hassun auf, als er 1838 zum Erzbischof von Anazarbe i. p. und zum Coadjutor des Primas von Konstantinopel, Msgr. Maruschi, ernannt wurde; er erhielt zugleich das Recht der Nachfolge. Sein Vorgänger starb 1846. Im Jahre 1850 errichtete Primas Hassun, von Pius IX. ermächtigt, sechs Bisthümer. Durch den Beschluß der Bischofsversammlung von Bsommar am Mariä-Himmelfahrts-Fest 1866, oder richtiger durch die darauffolgende päpstliche Bestätigung, wurde der Primas von Konstantinopel zugleich Patriarch von Cilicien. Nach dem vaticanischen Concil erhob sich wider ihn Schisma und Cäsarismus. Es war eine für unsere Zeitläufe recht bezeichnende Episode, als der verbannte Patriarch am 27. Juli 1872 im Vatican den Papst im Gefängniß besuchte. Pius hatte wie immer Worte des Trostes und der Zuversicht. Er schenkte dem Exilirten ein werthvolles Brustkreuz und sagte dabei: „Das Kreuz, das Gott dir auferlegt, mein Sohn, ist unendlich kostbarer, als jedes, das ich dir geben kann.“

Zwar durfte er nach einigen Jahren auf seinen Primatialitz zurückkehren, sollte aber sein Leben dort beschließen, wo in allen Stürmen seine Grundsätze fest verankert blieben: in Rom. Von Leo XIII. Anfang December 1880 dahin berufen, empfing er am 14. d. M. das rothe Virett und das „Veratgon“, ein violettes armenisches Überkleid, das er nach einer eigens dafür erlassenen Bestimmung der Ritencongregation als Kirchenfürst des armenischen Ritus tragen sollte. In der Ansprache Leo's XIII. wurde er auf den großen Cardinal Bessarion als Vorbild hingewiesen. Ist dieser auch der erste Cardinal des Orients gewesen, so war Hassun doch der erste Armenier, der den Purpur trug. Nun arbeitete er trotz seiner 80 Jahre mit rüstiger Kraft in den Congregationen, bis er am 28. Februar 1884 seiner Thätigkeit durch den Tod entrissen wurde.

So hat der Todesengel wiederum manche Kirchenfürsten zur ewigen Ruhe eingeführt. Nach oft stürmischer Fahrt haben sie den Hafen erreicht. „Selig sind die Todten, die im Herrn sterben. Von nun an, sagt der Geist, sollen sie rasten von ihren Mühsalen; denn ihre Werke folgen ihnen nach.“

Durch Noruba.

(Reisefizzen des P. Holley, Obern der Mission von Abeokuta. — Schluß.)

4. Rückkehr zur Lagune von Lagos.

Ayessan ist ein kleines, neu angelegtes Dorf von höchstens 25 gut gebauten, aber kaum halb vollendeten Häusern. Takuro, ein früherer Sklave von Itebu, ist der Herr desselben, ein großer, schöner Neger von keineswegs abstoßenden Gesichtszügen. Er nahm uns freundlich auf, gab uns Palmwein und ließ uns bald zur Ruhe gehen, da er unsere Müdigkeit bemerkte. Am andern Morgen schickte Takuro eine Botschaft an den König von Itebu, daß zwei Weiße angekommen seien, die man sammt ihren Pferden zu Schiffe abholen solle. Ayessan liegt nämlich am Ufer eines sumpfigen Baches, der mit dem Osafluß und durch diesen mit der großen Lagune von Lagos zusammenhängt. Unsere Landreise war hier zu Ende, und wir konnten von Ayessan aus die Piroguen besteigen. Ayessan ist der Versuch einer englischen Kolonie; ob er jemals gelingen wird, bleibt

sehr zweifelhaft. Es fehlt an Arbeitskräften, und die Raubthiere der nächsten Nachbarschaft machen den Ort unsicher. Wir hatten während der Nacht ein kleines Beispiel davon. Gegen elf Uhr weckte uns ein Knall, daß wir meinten, ein Fäßchen Pulver sei in die Luft geflogen. Das ganze Dorf kam in Aufregung. Ein Panther war in die Umzäunung eines armen Negers eingebrochen und hatte dessen einzige Ziege geraubt. Aber der Neger eilte dem Raubthiere nach und feuerte eine unsinnig geladene Kugel auf dasselbe ab; der Schuß jagte freilich dem Panther einen solchen Schrecken ein, daß er seine Beute fallen ließ, sprengte aber auch den Gewehrlauf und verstümmelte die Hand des armen Negers. Allein er hatte doch wenigstens den Trost, seine erwürgte Ziege wieder zu erhalten und dieselbe mit seinen Freunden bei einem Freudenmahle zu verzehren. In derselben Nacht wurde von einem Raubthiere unmittelbar vor unserer Hütte eine Hündin erwürgt.

Gegen Mittag kamen die Abgesandten des Königs von Itebu, um uns und unsere Pferde zu holen. Der Bruder des Königs brachte den Ceremonienstab, den P. Chausse dem König überreichen mußte. Etwa 20 Bootleute begleiteten den Neger; alle hatten ihre Haare zu zwei Hörnern aufgedreht und Vogelfedern in dieselben gesteckt, was ihnen ein wildes Ansehen gab. Es war nicht leicht, unsere Pferde in den Piroguen unterzubringen. Hohes Schilf und Baumwurzeln versperrten den Fluß an manchen Stellen; statt einer angenehmen Rahnfahrt im Mondlichte war es vielmehr eine überaus mühsame und gefährliche Strapaze. Erst um elf Uhr Nachts warfen wir vor der Wohnung des Königs Anker.

Der Monarch erwartete uns. Er ist ein Sechziger. In einem großen Zimmer saß er auf einem europäischen Stuhle, mit einem Stück rothen Sammt bekleidet, eine dicke Korallenschnur um den Hals, und auf dem dicken, runden Kopfe einen Kutscherhut, auf welchem mit Goldtressen das englische Wort „King“, d. h. König, gezeichnet war. (Siehe das Bild S. 252.) Sein Auge war mit Blut unterlaufen und würde ihm ein grausames Aussehen gegeben haben, hätte nicht ein gutmüthiges und doch schalthafes Lächeln um seine Lippen gespielt. Er schien lieber Geschenke zu empfangen als zu machen. Wir wurden bei seinem Bruder einquartiert. Da der folgende Morgen ein Sonntag war und der König wußte, daß dieser Tag den Weißen heilig sei, ließ er uns ungestört. Erst am Abende kamen einige Neugierige zu uns.

Wir waren noch 10 Stunden von Lekie entfernt, aber man machte keinerlei Anstalten, uns Schiffe zu besorgen. P. Chausse schenkte dem König ein Pferd; der Monarch sagte, man solle ihm aber auch Baum und Sattelzeug dazu geben, und eine Stunde später fiel ihm ein, auch die Stute zu verlangen, „damit das Andenken an die Weißen und seine Dankbarkeit gegen dieselben sich in seinem Reiche verewige“. In Betreff der Fahrt nach Lekie wollte der König nichts Bestimmtes versprechen, und P. Chausse entschloß sich, in einem Rahne nach Lagos voranzureisen, um uns von dort die nöthigen Schiffe zu senden. „Ich habe keine Ruhe mehr“, sagte er, „das Vorgefühl irgend eines Unglücks verfolgt mich.“

Am Nachmittage bemerkte ich außerordentliche Zurüstungen. Man befestigte kleine Kanonen auf ihre Lafetten in großen Piroguen; man lud Pulverfässer, Flinten, alte Säbel, Pfeile ein und vertheilte das alles auf die Schiffe, welche im Hafen von Itebu vor Anker lagen. Das waren offenbar Kriegsrüstungen; die Leute machten ein besorgtes Gesicht und waren schweigsam. Auf meine Frage erhielt ich die Antwort, man wolle mit einem benachbarten Stamme Frieden schließen; man handelte also nach dem alten Spruche: „Wenn du Frieden willst, so rüste zum Krieg.“

Inzwischen sah ich mich zu einer Art Quarantaine gezwungen. Ein Marktweib wollte mir durchaus Fleisch von einem Flußpferde verkaufen, und da ich sie abwies, erhob sie ein Geschrei, und bald hatte ich alle Marktweiber vor der Thüre; sie belagerten mich förmlich und drohten, mir keine Lebensmittel mehr zu verkaufen. Der König schickte mir ein großes Stück Flußpferdbraten und zwei Schenkel von einem Bawa, der rückwärts auf die Bäume klettert, „damit man ihn nicht am Schwanz herunterziehen könne“, wie die Eingebornen meinen. Wiederholt lud mich der König zum Besuche ein und bat mich, seinen Angehörigen etwas bessere Sitte beizubringen. Ich erzählte ihnen zunächst die Geschichte des Cham, die großen

Eindruck machte, und darauf die Geschichte des Heli, um den König auf seine Vaterpflichten hinzuweisen. Das ergriff den Monarchen derart, daß er vor meinen Augen einen seiner Söhne wegen eines vor einer Woche begangenen Fehltrittes durchhauen wollte. Ich bat um Gnade, und der König verzieh; doch hat er sich fest vorgenommen, in Zukunft die Rute nicht zu schonen.

Am 23. Januar erhielt ich von P. Chausse Nachricht, daß er mich von Lekie aus in einem großen Raufen zusammen unsern Pferden und unserm Gepäc abhole. Sofort benachrichtigte ich den König davon; er war ob meiner Abreise beinahe erzürnt. Die Einschiffung der Pferde machte viele Umstände; mehr als einmal schlugen die Kähne um und waren die Thiere, deren Beine man zusammengebunden hatte, dem Ertrinken nahe. Als wir eben abfahren wollten, ließ mich der König noch einmal rufen; es handelte sich um die Bestrafung eines seiner Söhne, der sich gegen P. Chausse schlecht betragen hatte. Ich bat um Nachsicht, umsonst: der Schulbige mußte eine volle Stunde im „Thronsaale“ seines Vaters auf den Knien liegen und die erbsten Vorwürfe anhören. Nur meinen Bitten hatte er es zu danken, daß er nicht fortgejagt wurde. Dann begleitete mich der König bis an die Lagune und gab mir den Ceremonienstab, den ich in seinem Namen dem Gouverneur von Lagos, dessen Vasall er ist, überreichen sollte.

Es war Nacht, als wir in Artigiri ankamen. Dasselbst hatte ich einen so heftigen Fieberanfall, daß mir die Zähne klapperten und ich am ganzen Leibe zitterte. Dann brach auch noch ein furchtbarer Gewittersturm los, dessen erster Anprall mein Zelt umriß. Mehrere Stunden goß ein wahrer Wolkenbruch auf mich nieder; aber statt mir den Tod zu bringen, war dieses abkühlende Sturzbad meine Genesung. Während die Sonne unsere Decken trocknete, machte ich einen Spaziergang. Da auf einmal begegnete mein Blick einem entsetzlichen Schauspiel. Unmittelbar vor mir lag auf seinem Sande der abgehauene Kopf eines Negers, dessen Züge im Tode grauenhaft verzerrt waren. (Siehe das Bild S. 253.) Ich erkannte den Neger dennoch; es war ein schöner Sklave, den ich vor wenigen Tagen in Itebu fröhlich lachen sah. Jetzt war mir auf einmal die Sache klar: der Friedensschluß, zu dem man so kriegerisch gerüstet von dort auszog und an dem sich der unglückliche Sklave betheiligte, war mit dem Blute dieses Opfers besiegelt worden. So war es in der That. Nach einem wüsten Trintgelage hatte man ihn 50 Schritte vor das Lager geführt und unbarmherzig unter dem Geheule dieser Tiger in Menschengestalt geschlachtet. In seinem Blute besuchten die Häuptlinge, welche den Frieden schlossen, Iagnamenstücke, vertheilten dieselben unter sich und genossen sie. Der Leib des Opfers wurde bis an die Schultern eingesharrt und der Kopf daneben gelegt. Die Fetischpriester sprachen dann im Namen dieses Blutes die furchtbarsten Flüche gegen diejenigen aus, welche den also gräßlich geschlossenen Frieden verletzen würden. Mit Grauen verließ ich den entsetzlichen, durch ein Menschenopfer besleckten Ort.

In Lekie waren wir erwartet und unsere Landsleute wollten uns daselbst auf das Freundschaftlichste bewirthen; aber ich hatte nur den einen Gedanken: möglichst rasch in's Schiff und nach Lagos. Die Nachtruhe wurde durch die Mosquitos gestört, allein der Gedanke, dem Ziele unserer Reise nahe zu sein, erleichterte unsere Geduld. Das Wasser der ungeheuern Lagune, das einen grünen Niederschlag bildet, ist entsetzlich zu trinken; lieber litten wir Durst. Um 8 Uhr Abends waren

wir endlich zur Stelle. „Wie geht es unsern lieben Mitbrüdern?“ war meine erste Frage. „Es geht allen gut,“ lautete die Antwort, „nur sind sie etwas müde in Folge der Nachwachen am Krankenbette des P. Pouret, der soeben gestorben ist.“

P. Pouret todt! Das war ein trauriger Empfang nach unserer langen Reise von vier Monaten! Wir kamen gerade zum Begräbniß unseres theuern Mitbruders. Ein Opfer mehr! Möge Gott die Mühen unserer weiten apostolischen Reise segnen und dieselbe zur Ausbreitung seines Reiches der Wahrheit und Gnade etwas beitragen lassen!

Den gleichen Wunsch, den P. Holley am Schlusse des Berichtes über seine große, mehr als 400 Stunden weite Niger- und Yoruba-Reise seinem Mitbruder, P. Pouret, in die Ewig-

keit nachruft, müssen auch wir ihm selbst an dieser Stelle widmen. Wie schon oben mitgetheilt wurde, ist der eifrige Missionär am 14. April d. J., ebenfalls zu Lagos, dem mörderischen Klima, noch nicht 33 Jahre alt, erlegen. Sein Bildniß fügen wir diesen Zeilen bei (S. 257). P. Holley wurde am 21. Juni 1852 zu Gorges in der Diözese Coutances geboren, 1877 zum Priester geweiht und reiste am 30. December 1878 in die Mission der Beninküste. Absolute war das Hauptfeld seiner gesegneten Thätigkeit. Nach der Nigerreise, die wir oben mittheilten, machte er noch Ausflüge in die bedeutendsten Städte von Yoruba, um die geeignetsten Orte für neue Missionsstationen aufzufinden. Aber die Strapazen dieser Reise zusammen mit dem Einflusse der afrikanischen Fieber bereiteten dem Missionär ein rasches, fast plötzliches Ende. R. I. P.

Bulgarien und die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche.

(Schluß.)

9. Die Bewegung in Macedonien 1874.

Bisher hatte die Union hauptsächlich in der Umgegend von Adrianopel Fortschritte gemacht. Seit 1874 trat ein Umschwung ein; Macedonien, die Umgegend von Saloniki, trat nunmehr in den Vordergrund. Zwar hatte auch schon 1860 die katholische Kirche hier einige Dörfer gewonnen. Die Bewegung begann damals in Zenidje-Barbar, wo der griechische Bischof mit den Tschorbadjis („Suppeneßern“), d. h. mit den Vornehmern im Dorfe in Streit gerathen war. Da die Einwohner nun von einem bulgarisch-katholischen Bischof in Konstantinopel hörten, glaubten sie ein einfaches Mittel zur Beendigung des Zwistes gefunden zu haben und wandten sich an ihn um Aufnahme in die wahre Kirche. Ihre Bitte ward erhört und ein Priester ihnen zugesendet. Jetzt kamen aber die Griechen in Aufruhr, erkauften sich die Ortsobrigkeit und begannen eine Verfolgung. Alle Katholiken, die man finden konnte, wurden unbarmherzig in's Gefängniß geworfen, aus dem nur der Abfall oder Geld ihnen den Ausgang öffnen konnte. „Aber trotz aller Quälereien,“ schreibt am 26. Januar 1884 der apostolische Vikar, Mgr. Mladenoff, dem wir diese Nachrichten verdanken, „ist bis heute eine gute Anzahl Katholiken treu geblieben,“ und dieß ist wohl ein Beweis, daß ihre Bekehrung kein bloßes Werk der Politik war. In der That konnte die ganz allgemeine Unwürdigkeit ihres Klerus und ein Vergleich mit den katholischen Priestern ihnen recht wohl den Weg in die wahre Kirche zeigen.

Etwa fünf Stunden von Saloniki liegt Dumbischilar. Im Jahre 1863 zog der griechisch-schismatische Bischof mit Gensdarmenbegleitung dorthin, um Geld zu erpressen. Die armen Bauern konnten seine Forderungen nicht befriedigen und wurden deshalb kurzweg in einem Hause gefangen gesetzt. Da hielten nun die Armen Rath und beschloßen, von dem griechischen Bischof sich loszusagen und katholisch zu werden, die Thüre zu erbrechen und zu fliehen. Die Thüre war nun freilich leicht eingestossen, aber mit dem Entfliehen hatte es gute Wege; denn draußen wurden die erstaunten Bauern von Gensdarmen mit blankem Säbel empfangen und alles Verheuern und Beweisen, daß sie nunmehr mit Bischof und Gensdarmen nichts mehr zu thun hätten, schützte sie nicht vor Schlägen und Mißhandlung. Einer indeß entkam, meldete dem Lazaristen Turroques seinen

und seiner Leidensgefährten Entschluß und bat um Schutz. Bald wurde denn auch die Sache geordnet. Statt einer Kapelle biente den neuen Katholiken einstweilen eine Mühle, welche der Besitzer für den Gottesdienst abgetreten hatte. Im Jahre 1866 wurde eine eigentliche Kirche eingeweiht, 1873 kam ein in Rom gebildeter Priester. Um die gleiche Zeit hatten auch einige Dörfer bei Monastir sich bekehrt. Der Lazarist Stazoni fand dort im Jahre 1870 das Dorf Pyrabia zu drei Vierteln, Krainizi fast ganz katholisch. Stragora, ein im Gebirge verlorenes Dorf, bestand nur aus unirten Familien, Skatschintsi zählte deren gleichfalls eine Anzahl. Doch dieß waren auch die einzigen Eroberungen des Katholicismus zu Anfang der bulgarischen Union. Erst 14 Jahre später sollten sich ihr größere Aussichten eröffnen.

Das bulgarisch-schismatische Erarchat war nämlich zwar zu Stande gekommen und der Erarch hatte von ihm geweihte Bischöfe in die bulgarischen Diözesen gesandt. Allein nach einiger Zeit schien es ihm gerathener, sich wieder mit dem griechischen Patriarchen zu versöhnen und die selbständige bulgarische Kirche ihm preiszugeben. Wenigstens verbreiteten sich derartige Gerüchte überall im Lande und schienen eine Bestätigung zu finden, als der Erarch die von ihm bestellten Bischöfe im Januar 1874 wieder zurückrief. Darüber entstand nun die gewaltigste Aufregung in ganz Macedonien. In einem der zurückgerufenen Bischöfe, Nil Isworoff, kam jetzt ein Entschluß zur Reife, zu dem er nach seinem spätern Geständniß sich schon seit lange angetrieben fühlte: er wandte der bulgarisch-schismatischen Kirche den Rücken und erbat von Mgr. Popoff und dem Papste die Aufnahme in die katholische Kirche (vgl. Jahrgang 1874 S. 133. 202). In den weitesten Kreisen fand sein Schritt Beifall, zwei Diözesen erklärten sich bald ausdrücklich für Mgr. Nil gegen den bulgarischen Erarchen, kurz, der Union schienen sich noch einmal die schönsten Aussichten auf Massenbekehrungen eröffnet zu haben. Doch die feindliche Haltung der Regierung machte die Hoffnungen zum großen Theil wieder zu Schanden. Um die günstige Stimmung der Bevölkerung benutzen zu können, war die persönliche Gegenwart Mgr. Nils oder Popoffs nothwendig. Die Regierung wußte es; in der Absicht, die Unionsbestrebungen möglichst zu hindern, berief sie Mgr. Nil sofort nach Konstantinopel und gestattete trotz aller Bitten und Vorstellungen weder ihm noch Mgr. Popoff die

Reise nach Saloniki. Als endlich nach acht Monaten Msgr. Popoff die Erlaubniß zur Abreise erlangt hatte, gab man ihm statt des gewöhnlichen Passes ein versiegeltes Schreiben an den katholikenfeindlichen Wali von Saloniki mit, und dieser erlaubte dem Bischof nur den Besuch der beiden schon längst katholischen Dörfer Dumschilar und Zenidje. Erst als die Bewohner von Kufusch, einer Stadt von 1500 Familien, und von 14 umliegenden Dörfern dem Bischof eine Adresse überreichten, erlaubte der Wali, der nunmehr die Existenz der Union in Macedonien nicht länger läugnen konnte, auch den Besuch dieser Stadt. Die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung mit zwei Priestern erklärte sich für Msgr. Popoff, nur etwa zehn bis zwölf Familien mit drei Priestern hielten sich von ihm fern. Mit der Mehrzahl der Bevölkerung gingen auch die drei Kirchen an die Katholiken über, und Msgr. Popoff ergriff von denselben Besitz, indem er in ihnen die heilige Messe las. Zuschriften mit der Bitte um Aufnahme in die katholische Kirche erhielt der Prälat aus dem Dorfe Bugarieff, aus dem Bezirk Malechewo, aus der Stadt Petritsch. In Strumnitza hatte man eine Bittschrift vorbereitet, welche mit den Siegeln von 21 Dörfern bedeckt war. Überreichen wollte man sie erst, wenn der Bischof auf seiner Reise auch ihre Gegend besuche.

Doch dieser Besuch sollte nicht stattfinden. Die Schismatiker in Kufusch hatten dem Verlust ihrer Kirchen nicht ruhig zugehört. Vorsichtig hatte Msgr. Popoff Anfangs gezögert,

Besitz von denselben zu ergreifen, und erst am Feste der Erscheinung des Herrn auf das Andringen der Katholiken in einer derselben die heilige Messe gefeiert. Schon damals hatten die Schismatiker mit Hilfe einiger Polizeisoldaten ihn hindern wollen, und ein lebhafter Wortwechsel hatte sich erhoben. In-
beß vor den energischen Erklärungen der Katholiken, Niemand

anders als Popoff sei ihr Oberhirt, mußten die Schismatiker sich zurückziehen. Damit aber gab sich der schismatische Erzbischof von Saloniki nicht zufrieden. Vor dem Walayet erhob er schwere Klagen über Msgr. Popoff, der ihm drei Kirchen mit Gewalt weggenommen habe. Das Gericht entschied nun zwar zu Gunsten des katholischen Bischofs, aber trotzdem wurden die Kirchen ihm nicht zugesprochen, die Unirten nicht als Katholiken in die öffentlichen Listen eingetragen. Auf seine wiederholten Beschwerden erhielt Msgr. Popoff zuletzt statt einer Antwort den Befehl, nach Konstantinopel zurückzukehren. Er mußte gehorchen, wenn er nicht mit Gewalt abgeführt werden wollte. Am 6. April verließ er das Land, wo seine Anwesenheit so viel Segen hätte stiften können, und bald nach seiner Rückkehr erhielt er die Nachricht, daß die Schismatiker sich der Kirchen wieder be-



Der König von Itebu.

mächtigt hätten, obgleich sie der Zahl nach zu den Katholiken sich verhielten wie 5 zu 100.

Des Bischofs Bemühungen bei den obersten Behörden der Hauptstadt blieben gleichfalls ohne Erfolg. Man nahm ihn anscheinend wohlwollend auf, versprach ihm auch Abhilfe, aber die Kirchen wurden doch nicht zurückgegeben, die Katholiken auch

nicht als solche anerkannt. Nur soviel erreichte der Kirchenfürst, daß die Bewohner von Kufusch selbst über ihr religiöses Bekenntniß befragt werden sollten. Indes auch dabei zeigte sich wieder der böse Wille der Regierung. Man stellte den Katholiken nämlich die Frage: „Seid ihr Griechen oder Bulgaren?“ und als alle erklärten, sie seien Bulgaren, trug man sie einfach in die Listen der schismatischen Bulgaren ein.

Aber auch den Schismatikern gelang es nicht, die Bewegung in Macebonien zu ersticken. Zuerst hatten sie wieder ihre gewöhnlichen Mittel versucht und die hervorragenden Katholiken eingekerkert. Dann trat der schismatische Erzbischof selbst auf den Kampfplatz und kündete eine außerordentliche Visitation der ganzen Diözese an. In Dumbšilar hielt er sich 14 Tage

auf und versprach jeder katholischen Familie für den Abfall reiche Geldspenden. Es war vergebens, Niemand ließ sich verleiten. Ebenso erging es ihm in Zenibje-Barbar. Kufusch wollte er mit seinem Besuch beehren, aber ein Bote, den er vorausgeschickt, ihm die Wege zu bereiten, kam bald mit der Nachricht zurück, das ganze Städtchen bereite sich, ihn mit Steinen und Knütteln zu empfangen. Der Besuch unterblieb also.

Eine Ordnung der Verhältnisse sollte Msgr. Popoff nicht mehr erleben. Mitten in den Verhandlungen mit der Regierung, mitten in den Kämpfen für seine Heerde wurde er plötzlich dahingerafft. Am 6. März 1876 kehrte er aus dem Palaste des türkischen Generalgouverneurs zurück und war gerade in



Menschenopfer.

heiterer Unterhaltung mit seinen Freunden begriffen, als er plötzlich von einem Schlagfluß getroffen todt zusammenank. Der herbeieilende Priester kam zu spät, um ihn noch beizustehen (vgl. Jahrgang 1876 S. 152). Zu Popoffs Nachfolger ernannte der Heilige Stuhl am 5. September Msgr. Nil Isworoff. Am Rosenkranzfest 1876 legte er sein Glaubensbekenntniß in die Hände des apostolischen Delegaten ab und trat damit sein Amt als Administrator der Bulgaren an. Msgr. Nil zählte damals 53 Jahre. Er war geboren im August 1823, trat am 21. November 1842 in's Kloster von Kofosch in der Walachei ein, wo er 1852 zum Priester geweiht wurde. In Kufusch war er zuerst Pfarrer, dann seit 1858 Generalvikar (Protosynce) des Bischofs. Am 10. Juli 1872 erhielt er die bischöfliche Weihe.

10. Die Union und der russisch-türkische Krieg 1877—1878.

Der Krieg des Jahres 1877, die Besetzung Adrianopels durch die Russen brachte natürlich die Union in die größte Gefahr. Von dem Katholikenhaß der Russen war Alles zu fürchten; den Katholiken emschwand der Muth, die Schismatiker glaubten den günstigen Moment gekommen und drängten zum Abfall, kurz, „die furchtbare Krisis, die wir überstanden haben,“ so schrieb später P. Brzesta, „bedrohte die Union in ihrer Existenz. Die Occupation, der neuerweckte Nationalgeist drängte zur Einigung Bulgariens in einer Nationalkirche unter Leitung des Erarchats. Viele waren überzeugt, die Union werde verschwinden.“ Die Befürchtungen waren indeß übertrieben. Die Russen zeigten sich einstweilen der Union nicht feindlich.

„Der Gouverneur that, was er konnte, um uns den Besuch unserer Dörfer zu erleichtern. Wo es Eisenbahnen gab, verschaffte er uns freie Fahrt und empfahl unsere Missionäre den Ortsbehörden. So konnten wir unsere Missionen wieder aufnehmen, welche vorher durch die Circassierbanden und die Vazi-Boschufs waren gehindert worden.“ — „Die russischen Behörden,“ bezeugt eine Correspondenz aus Adrianopel, „zeigten sich sehr wohlwollend gegen die religiösen Anstalten. Sie gewährten ihnen Schutzwachen, wenn sie solche verlangten, und hatten sie sich über Ausschreitungen zu beklagen, wie sie in jeder eroberten Stadt vorkommen, so wurde ihnen Gerechtigkeit.“

Auch die Unirten zeigten sich im Ganzen standhaft. „Ein Grund dafür,“ meint unser Berichterstatter, P. Brzeska, „liegt darin, daß wir ihre Kinder unentgeltlich erziehen, bei Andern aber ist der einzige Beweggrund der Glaube. So sind auch unter den nach Ost-Rumelien ausgewanderten Familien mehrere trotz aller Schwierigkeiten treu geblieben. Einige unserer Dörfer sind jetzt Ost-Rumelien zugetheilt, z. B. Toposlar, Novo Selo. Auch dort haben unsere Gläubigen Beweise ihrer Festigkeit gegeben, besonders ein Bewohner der Kolonie Novo Selo. Der Mann wird beständig verfolgt, einzig deshalb, weil er Katholik ist. Während der Anwesenheit der Russen haben sie ihm eine Wassermühle von Grund aus zerstört, neulich tödteten sie ihm durch Flintenschüsse ein Duzend Stück Kleinvieh. Er erträgt dieß alles ohne Murren, und niemals hat er noch von uns eine Unterstützung begehrt, wie das so viele Andere thun.“

Besonderes Lob spendet P. Brzeska den Katholiken von Toposlar. „Die Schismatiker, die sich dort in der Überzahl befanden, schlugen den Katholiken vor, ihre arme kleine Kapelle zu verlassen und zum Schisma zurückzukehren. „Es ist unnütz,“ sagten sie, „auf die Rückkehr eines katholischen Priesters zu warten. Wenn auch die Unsicherheit und Unordnung aufgehört hat, so kann sich jetzt, nach der Ankunft der Russen, die Union doch nicht mehr halten.“ Aber alle Katholiken antworteten: „Auch ohne Priester bleiben wir unserm Glauben treu. Wir taufen dann selbst unsere Kinder, wie man es uns gelehrt hat, und begraben unsere Todten selbst.“ Zum Ersauern der Schismatiker kamen denn auch bald, und zwar mit russischen Pässen versehen, die Missionäre wieder nach Toposlar. Sie fanden daselbst eine große Zahl von Personen, welche die Circassier und Vazi-Boschufs mißhandelt hatten, um ihnen Geld abzapressen. Ein Laienbruder, der den Priester begleitete, verband die Vermundeten ohne Unterschied der Religion, und dieser Beweis von christlicher Liebe rührte so sehr, daß viele Schismatiker sich zum Uebertritt in die Union bereit erklärten.“

Nicht überall aber zeigten sich die Unirten gleich fest. „Der bulgarisch-schismatische Bischof that auf einer Visitationstour sein Möglichstes, um die Katholiken zu verführen. In einigen Dörfern richtete er nicht das Mindeste aus; in der Umgegend von Malko-Ternowo aber brachte er nicht geringe Verwirrung hervor. Er sandte zwei Priester nach Magalovo, wo wir eine Kirche haben. Diese beiden versammelten nun die Familienväter und stellten ihnen die Frage: „Seid ihr Bulgaren oder Katholiken?“ Nur ein tiefes Schweigen war die Antwort. „Da ihr also euch nicht als Katholiken bekennet,“ erklärten da die Priester, „so gehört ihr zum Erarchat, ihr

und eure Kirche.“ Da aber erhob einer der Bulgaren seine Stimme zum lauten Widerspruch: „Ich bin katholisch, meine Familie ist katholisch, ich bleibe katholisch, und unsere Kirche bleibt katholisch.“ Verwirrt zogen sich die beiden Priester zurück, ein einzelner Mann hatte durch seinen Muth Alles gerettet.“

Im Ubrigen gab der Krieg den Missionären Gelegenheit, den Glanz der katholischen Nächstenliebe zu entfalten, soweit nur die unzureichenden Hilfsmittel dieß gestatteten. Als Ende Juli die ersten Vermundeten nach Adrianopel kamen, waren die Anstalten für ihre Verpflegung noch nicht genügend im Stande. P. Galabert bot der Regierung das Spital zu Rail und das Haus der Augustiner in Adrianopel mit zusammen 34 Betten an. Das Spital wurde denn auch während des ganzen Krieges nicht leer von türkischen Vermundeten, das Haus der Patres war es nur etwa einen Monat nach Einrichtung der staatlichen Krankenpflege. Ferner pflegten noch je zwei Assumptionistinnen in zwei von einem englischen Comité errichteten Spitälern bulgarische und türkische Frauen und unterhielten, ebenfalls mit Unterstützung des genannten Comité's, ein Asyl für 50 flüchtige Bulgarinnen, denen sie Beschäftigung, Kleidung für den Winter und den täglichen Unterhalt verschaffen mußten. Auch nahmen die Schwestern etwa 15 verlassene Knaben und Mädchen auf, von denen mehrere nach Empfang der heiligen Taufe an den Folgen von Verwundungen oder allzu großen Entbehrungen starben.

Wenn man bedenkt, daß die Schwestern außerdem noch zwei Waisenhäuser in den Vorstädten Caragacht und Rail besorgten, so fragt man sich verwundert, woher der armen Mission die Mittel zu so vielen Unternehmungen zugeflossen sein mögen. In der That konnten all diese Werke der Liebe nur im Vertrauen auf die Vorsehung unternommen werden.

Ein neues Feld eröffnete sich der christlichen Nächstenliebe bei Annäherung der Russen an Adrianopel. Die türkische Bevölkerung wanderte fast allgemein aus, ein Strom von 150 000 Flüchtigen wälzte sich auf Konstantinopel zu. Vellagenswerth war in den Wirrnissen jener Tage besonders das

Loos der Kinder, die von ihren Eltern verlassen oder verloren wurden. Auf den Landstraßen fand man Leichen von solchen, die entweder vor Kälte und Hunger umgekommen oder von den Wagenrädern zertrümmert worden, andere irrten hilflos auf den Straßen umher.

In einem Dorfe, etwa 12 Stunden von Adrianopel, fanden die Türken an 50 Kinder, von denen keines über zehn Jahre zählte. Die armen Wesen saßen da, ganz sich selbst überlassen, in Schmutz und Urath und fast verzehrt von Ungeziefer. Von Zeit zu Zeit warf man ihnen ein Stück Brod vor, um das sie sich zankten. Der türkische Dolmetscher Jasso, der hinausgesandt worden war, um dem Elend abzuhelfen, mußte nichts Besseres zu thun, als sich an P. Galabert zu wenden,



Bulgarisches Mädchen.

der ihm zwei Schwestern zur Verfügung stellte. Außer diesen wurden noch etwa 40 verlassene Kinder von den Augustinern gerettet. Die meisten von ihnen starben nach Empfang der heiligen Taufe, eine Anzahl blieb der Mission, manche wurden von ihren Eltern zurückverlangt.

Die Resurrectionisten führten selbst während des Kriegsjahres ihre Schulen noch fort, beteiligten sich aber auch an den Werken der Nächstenliebe. In neun Monaten reicheten sie in Adrianopel 217 Personen den Unterhalt und nahmen gleichfalls viele verlassene Kinder auf. Auch besuchten sie die Spitäler und versahen die Seelsorge für die katholischen Soldaten.

Zwei von den Patres, der Assumptionist P. Lampre und der Resurrectionist P. Szymuski, starben als Opfer ihrer Nächstenliebe. Ersterer, der vor dem Eintritt in den Orden Medizin studirt hatte, besuchte in Philippopel jeden Morgen die Kranken und verband ihre Wunden, während er am Nachmittag noch Unterricht in der Schule erteilte. Am Morgen des 27. März 1877 kam er zum letzten Mal zu den Kranken, 10 Tage später, am 6. April, war er schon eine Leiche. P. Szymuski folgte ihm am 30. März 1878.

Bei den Behörden fanden die Bemühungen der Missionäre alle Anerkennung. Der Präsident des Ministerrathes besobte die Schwestern öffentlich und sandte einige Unterstützung. P. Galabert erhielt von den Türken wie später von den Russen einen Orden. Die türkische Deputation, welche die Auszeichnung überbringen sollte, traf den Missionär auf der Straße, wie er gerade hinausging, um für die Verwundeten zu sorgen. Er dankte freundlich für das Wohlwollen der Regierung, steckte den Orden in die Tasche und ging seines Weges weiter.

11. Die neuesten Ereignisse in Macedonien.

Ein Trost in den Bedrängnissen des Krieges waren für die Missionäre die Fortschritte der Union in Macedonien. Bald nach seinem Regierungsantritte und der Anerkennung durch die Porte hatte sich Mgr. Isworoff nach Rußisch begeben, und im Juni 1878 konnte P. Brzeska von glücklichen Erfolgen des Oberhirten berichten. Rußisch hatte sich bis auf 30 Familien als katholisch erklärt, auch zwei Kirchen waren den Unirten verblieben. Die Diözese folgte dem Beispiele ihrer Hauptstadt, 36 Ortschaften aus den Bistümern Rußisch und Bobina mit 3442 Familien, 36 Priestern, 28 Kirchen, 25 Schulen traten im folgenden Jahre zur Union über. Die Regierung hatte sich der katholischen Bewegung weniger ungünstig gezeigt, der Minister Sasvet Pascha befahl sogar dem Gouverneur von Saloniki, Mgr. Isworoff Schutz und Unterstützung angedeihen zu lassen. Trotzdem fehlte es nicht an Verfolgungen, wenigstens von Seiten der Unterbeamten. Besonders im Jahre 1883 wurden dieselben wieder heftiger. Der Civilgouverneur von Saloniki wollte sich zwar auf Maßregeln gegen die Katholiken nicht einlassen, dafür wandten sich dann die Schismatiker an den permanenten Kriegsrath dieser Stadt, der auf bloße Anklagen hin viele einflußreiche Katholiken verurtheilte. Als die Einwohner des Distriktes Nagloß z. B. um Aufnahme in die Union gebeten hatten, klagte der Bischof von Dramos sie vor dem Kriegsrathe des Einverständnisses mit den Russen an, und auf diese nichtslagende Beschuldigung hin wurden die einflußreichsten Katholiken des Bezirkes in's Gefängniß geworfen. Bei einer ähnlichen Verhandlung hatte einmal ein Türke sich als Entlastungszeuge zu melden gewagt, und dieß Verbrechen reichte hin, auch ihn mit den Angeklagten in den Kerker zu bringen.

Das Jahr 1883 brachte für die bulgarische Mission eine wichtige Veränderung. Der bisherige apostolische Administrator Nil Isworoff ward zum Erzbischof mit der Residenz Konstantinopel ernannt, die ganze übrige Mission in die beiden apostolischen Vikariate Thracien und Macedonien zerlegt. Thracien, d. h. Adrianopel und Umgebung, wurde Mgr. Michael Petkoff unterstellt, einem jener Zwölf, welche als Knaben von Mgr. Brunoni nach Rom gesandt und dort zu Priestern herangebildet worden waren. Mit der Leitung von Macedonien betraute der Heilige Stuhl Mgr. Lazarus Mladenoff, einen Priester aus der um jene Gegenden so verdienten Congregation der Lazaristen. Mgr. Petkoff erhielt den Titel eines Bischofs von Hebron, Mgr. Mladenoff den eines Bischofs von Catala.

Zwei Briefe des Letzteren entwerfen uns ein Bild von den jetzigen Zuständen der Mission in Macedonien. Dieß Bild zeigt Erfreuliches und Trauriges zugleich, nämlich einerseits die schönsten Aussichten für den Katholicismus, dann aber auch wieder die große Armuth der Mission, welche alle Aussichten zu nichte zu machen droht. Etwa 70 Dörfer mit 60 000 Einwohnern sind nach dem letzten Briefe vom 22. Januar 1885 katholisch. Langwierig und mühsam waren die Vorarbeiten, aber heute ist Alles bereit und die Ernte reif. Die Missionäre sind zahlreicher, die Leute besser unterrichtet und weniger mißtrauisch, die Feinde geschwächt, entmuthigt, fast ohnmächtig. Freilich hat der Katholicismus die Massen des Volkes noch nicht durchdrungen, aber die Leute verlangen nach Unterricht, es sind die Schaaen, welche nach Brod hungern. Aber leider „fehlen uns die Hilfsmittel!“

Der Mangel einer geeigneten Kirche macht sich am fühlbarsten in der bischöflichen Residenzstadt selbst.

„Saloniki zählt sehr viele rasch Bulgaren, von denen viele schon katholisch sind, deren Zahl sich rasch verdreifachen würde, wenn sie nur eine Kirche besäßen.“ In die lateinische Kirche der Lazaristen nämlich kann man sie nicht einladen; ihre Vorurtheile gegen den lateinischen Ritus sind noch so tief eingewurzelt, daß sie sich nicht mehr für gute Christen halten würden, wenn sie irgenbwo am lateinischen Ritus sich betheiligten. Es bleibt also nur die Privatkapelle der Missionäre. „Das ist die einzige Kapelle, wo ich augenblicklich Messe lesen kann, aber wenn sich Alles möglichst zusammenbrängt, so faßt sie höchstens 14–15 Personen. Die Schismatiker dagegen haben zahlreiche Kirchen, und oftmals sind sie geräumig und schön; ist es da nicht eine starke Versuchung für die armen Leute, den schismatischen Gottesdienst zu besuchen? Und wo soll der Bischof zu seiner Herde reden? Er hat dazu nur sein Zimmer. Die guten Leute besuchen ihn da einer nach dem andern, um mit ihm zu reden und seine Rathschläge zu hören; aber man ersieht fast, sobald mehr als zehn zusammen sind. Ist unter solchen Umständen ein apostolisches Wirken möglich? Ein großmüthiger Katholik der Stadt hat uns nun zwar einen Bauplatz fast umsonst überlassen. Aber seit drei Jahren schon liegt der Platz öde und dient als Ablagerungsort für Schutt.“

Ein weiteres Bedürfniß der Mission ist ein Priesterseminar.

„Um das gutwillige, aber unwissende Volk zu unterrichten, brauchen wir Priester. Auf die Popen, welche aus dem Schisma übergetreten sind, können wir uns nun nicht verlassen. Sie haben meist guten Willen, aber sie sind unwissend wie ihre Heerden, verheirathet und also gehindert durch Familiensorgen, arm und daher gezwungen, von ihrer Hände Arbeit zu leben. Eine ganz neue Schaar von Priestern muß also ersehen, welche von Jugend auf zu katholischer Frömmigkeit, zu katholischem Eifer erzogen ist. Zugleich muß auch das Seminar in Ermanglung anderer Anstalten uns unterrichtete und treue Lehrer der Jugend liefern, denn nur durch die Jugend

kann dieses unwissende und in Vorurtheilen großgeworbene Volk erneuert werden. Das Seminar ist also der einzig sichere Grundstein für das Gebäude, das wir aufzuführen sollen. Fast alle unsere Mittel haben wir beßhalb auch bisher demselben zufließen lassen. Ein großes schönes Gebäude steht schon bereit. An Berufenen zum Priesterthum fehlt es nicht, ein Kern von 24 Seminartisten ist schon vorhanden und wird gleich bei Eröffnung des Seminars den jüngern Mitschülern mit dem Beispiel der Sittenreinheit und Arbeitsamkeit vorangehen. Aber all die jungen Leute müssen unentgeltlich erzogen werden, Lehrer, Bücher, Kleider, Brod, Alles müssen wir ihnen liefern, und man weiß, wie viele Auslagen eine Anstalt dieser Art fordert."

Schulen für die Knaben zählte die Mission Anfang des vorigen Jahres 32; aber diese Zahl genügt bei Weitem nicht, auch ganz abgesehen davon, daß diese Schulen meist nur elende Hütten sind, in denen die Kinder kaum Platz finden. Oft mußte Msgr. Mladenoff Eltern abweisen, welche ihre Kinder der katholischen Schule zuführen wollten. Später hatte er dann den Schmerz, zu vernehmen, daß die abgewiesenen Kinder unentgeltlich in die schismatischen Schulen waren aufgenommen worden. Noch größer ist der Mangel an Mädchenschulen. Die Russen, Griechen, Protestanten haben solche errichtet, die Katholiken besitzen noch keine einzige. Und doch wären solche Schulen so nothwendig. „Die Mädchen verkommen hier in der größten Unwissenheit. Sie können nicht lesen und also nicht einmal den Katechismus lernen. . . Wir haben also die Absicht, eine Erziehungsanstalt für 300 Mädchen zu gründen, und in diesem Augenblick unterhandle ich um den Kauf eines Hauses und Grundstücks. Zwei Wohlthäter haben uns 10 000 Francs für das gute Werk gegeben, aber der Eigenthümer des Grundstücks verlangt 40 000.“ Die Schwestern in Saloniki haben schon einige bulgarische Mädchen aufgenommen, um sie zu Lehrerinnen zu bilden.

Betrübend ist die Schilderung, welche Msgr. Mladenoff von der Armuth der Dorfkirchen entwirft.

„Von unsern 70 Dörfern mit ihren Bevölkerungen von 1000 bis 5000 Seelen haben mehrere gar keine Kirchen, in andern sind sie ganz oder halb zerfallen, nur vier oder fünf Orte besitzen neue, von den Katholiken selbst errichtete Kapellen. Auf Anstiften der Griechen, welche auf's höchste erbittert sind über den Verlust ihrer Herrschaft

in diesen Gegenden, hat nun die Pforte ihren bisher noch unausgeführten Befehl erneuert, wonach alle ehemals schismatischen Kirchen den Griechen zurückgegeben werden müssen! P. Bonetti und ich haben nicht ohne Erfolg gegen diese durchaus verhängnißvolle Maßregel angekämpft, und wir sind bereit, mit Gottes Hilfe noch weiter zu kämpfen. Obgleich unsere Sache sehr gefährdet scheint, so haben wir doch noch nicht das Vertrauen auf die Vorsehung verloren. Aber dennoch müssen wir den Folgen des Edictes zuvorzukommen suchen und beßhalb möglichst bald in Orten, welche noch keine Kirchen haben, solche errichten. Diese Kirchen wird man uns nicht nehmen können, da sie auf unsere Kosten gebaut sind."

Blicken wir auf die Geschichte der Union zurück, so meinen

wir im Ursprung wie im Fortgang derselben die Leitung der Vorsehung, die Kennzeichen eines Wortes Gottes recht wohl zu erkennen. Noch vor 30 Jahren schien die katholische Kirche keinerlei Hoffnung in Bulgarien zu haben. Der Katholicismus war verhaßt, der Papst verabscheut, das Mißtrauen des Volkes versagte dem katholischen Missionär fast jeden Anknüpfungspunkt, und was das Schlimmste war, die ganze Nation schien durch ihre politische Abhängigkeit vom Haupte des Schismas auch an das Schisma selbst gekettet. Da ändern sich plötzlich die Verhältnisse. Durch die Bemühungen der ärgsten Feinde der Kirche wird das Volk der Kirche zugetrieben, der Missionär, der früher „vergebens seine Hände ausbreitete zu dem undankbaren Volk", wird jetzt aufgesucht und mit Freuden angehört. Noch mehr aber zeigt der Fortgang der Bewegung das Siegel der Werke Gottes, das Bestehen und Wachsen in und trotz der Verfolgung. Einen Augenblick scheint Alles verloren; aber ein immerhin beträchtlicher Kern bleibt der Union treu und entwickelt sich unter beständigen Gefahren des Untergangs in

ungeahnter Weise. So ist zu hoffen, daß auch die augenblicklichen Wirren der Union keinen bleibenden Schaden bringen werden, daß vielmehr den Bemühungen der Missionäre der reichste Segen Gottes Bestand verleihe, damit nach so vielen Reform- und Befreiungsversuchen, deren Gegenstand seit Jahrzehnten die christlichen Stämme der Türkei gewesen sind, endlich diejenige Macht im Land an Boden gewinne und erstärke, die allein ein Volk wahrhaft befreien und reformiren kann, die heilige, römisch-katholische Kirche.



M. Isworoff, Erzbischof der unirten Bulgaren.

Nachrichten aus den Missionen.

Tongking.

Apostol. Vikariat West-Tongking. Mgr. Puginter fährt in einem Briefe aus Hanoi vom 27. Juli fort, die traurigen Verwüstungen zu beklagen, welche der Krieg Frankreichs mit China verursacht. Zunächst bestätigt der hochw. Bischof die Nachricht von der grausamen Ermordung des eingebornen Missionärs Cap:

„Was ich in einem frühern Briefe (vgl. S. 211) von der Gefangennahme und dem Tode des tongkinesischen Priesters Cap erzählte, ist vollkommen zuverlässig. Das Gerücht, daß der Oberanführer der regulären chinesischen Truppen ihn zum Tode verurtheilt habe, wagte ich nicht als sicher mitzutheilen, bevor mir eine Bestätigung zuzug. Der Bericht eines Katechisten, welcher mit dem Priester zugleich verhaftet und vor die verschiedenen Militärposten geführt wurde, läßt keinen Zweifel mehr bestehen. Daß dieser Christ nicht auch hingerichtet wurde, verdankt er dem Schutze des chinesischen Dolmetschers, welcher ihn zu seinem Diener verlangte; der Augenzeuge erzählte mir die folgenden, zum Theile neuen Einzelheiten.

Der durch Alter und Krankheit geschwächte Priester fühlte sich in Folge des Gefängnisses und der beständigen Märsche, welche man ihn von Posten zu Posten zu machen nöthigte, unaussprechlich schwach. Man hatte ihm einen schweren Rang um den Hals gelegt; diesen mußte er Tag und Nacht tragen, so daß er sich nicht einmal vollständig niederlegen konnte. Der 12. und 13. April waren zwei lange und beschwerliche Marschtage, am 14. rastete man, nicht aus Mitleid mit dem Priester, sondern weil die Häfcher selbst das Bedürfnis eines Rasttages fühlten. Der Gefangene mußte diesen Tag in einer Erdhöhle zubringen. Am 15. früh gab man ihm zwar, wie gewohnt, ein wenig Speise, aber man verweigerte ihm jegliches Getränk, selbst Wasser, was ihm überaus beschwerlich fiel. Dann brach man zu früher Stunde auf, um den Ort zu erreichen, wo der chinesische Obergeneral Sam sich aufhielt. Von Durst und Müdigkeit erschöpft, stürzte der mit dem Rang beladene Priester jeden Augenblick zu Boden. Man mußte ihn stützen, um ihn voranzubringen. Bei jeder Wasserpflühe, und war sie noch so schmutzig, ließ er sich hinfallen, um etwas zu trinken; aber sie jagten ihn immer wieder auf, und die paar Mundvoll, welche er so erhaschte, schädeten ihm mehr als sie ihm nützten. So kamen die Gefangenen, denn es waren ihrer mehrere, nach

einem überaus qualvollen Tagesmarsche in das Dorf Bai-Daong nahe bei Tuan-twan, wo sich das Hauptquartier des chinesischen Obergenerals befand. Der Priester wurde sofort in die Wohnung des Großmandarins geführt, während mein Gewährsmann sich in dem Vorhofe, etwa drei Schritte entfernt, befand, so daß er jedes Wort ganz deutlich verstehen konnte. Zunächst stellte der Beamte dem Priester einige Fragen über seine Heimath und seinen Stand. Derselbe antwortete, er sei in seiner Jugend von den französischen Missionären erzogen und später mit der Priesterwürde beehrt worden; er sei aber weder ein Empörer noch sonst ein Übeltäter. Man zeigte ihm das Brevier, welches man ihm bei der Gefangennahme

weggenommen hatte und nun dem chinesischen Oberbefehlshaber überreichte. Der General befahl ihm, einige Sätze daraus vorzulesen. Der Priester öffnete das Buch und las das „Vater unser“ auf lateinisch und übersetzte es dann in's Annamitische, welches der Dolmetsch in's Chinesische übertrug. Als er bei der Bitte ankam: „Dein Reich komme zu uns“, fragte ihn der Mandarin, von welchem Reiche oder von welchem Königthume hier die Rede sei. „Vom Reiche Gottes“, antwortete der Priester. Sofort befahl der Mandarin, man solle ihn mit dem Kopfe nach unten lebendig begraben. Mein christlicher Gewährsmann, dem man nur einige gleichgiltige Fragen vorlegte, sah die Grube öffnen und den Priester in dieselbe eingraben, als er die Wohnung des Mandarins verließ. Er war kaum 200 Schritte vom Schauplatze dieser Hinrichtung entfernt.“



R. P. Holley, Oberer der Mission zu Abeokuta. † 14. April 1885.

Sinterindien.

Apostol. Vikariat Ost-Cochinchina. Das schreckliche Telegramm, welches in kurzen Worten die Ermordung von 7 Missionären und 24 000 Christen meldete, ist unsern Lesern bekannt; ebenso kennen sie aus einem in der vorletzten Nummer (S. 212) mitgetheilten Briefe den Ausbruch des Aufstandes, dem zunächst P. Poirier zum Opfer fiel. Ein neues Telegramm vom 17. October meldete: Der Missionär Châtelet, 10 annamitische Priester und 7000 Christen wurden bei Hué niedergemetzelt.“ Die furchtbare Katastrophe hat also auch das angrenzende Vikariat Nord-Cochinchina in Mitleidenschaft gezogen. Inzwischen sind dem Oben des Pariser Missionsseminars die folgenden Briefe über das entsetzliche Unglück der nahezu vernichteten Mission zugegangen.

Msr. Van Camelbete, der apostol. Vikar, gibt uns in denselben die ersten genauern Nachrichten über die Ereignisse, während seine Missionäre ein ergreifendes Bild des Elendes entwerfen, dem die Großmuth unserer Leser gewiß nach Kräften steuern wird.

Der erste Brief des apostol. Vikars ist vom 2. August datirt:

„Mit gebrochenem Herzen und voll der traurigsten Befürchtungen schreibe ich diese wenigen Zeilen, um Ihnen einen Begriff von der Größe des Unglücks zu ermöglichen. Infolge der Einnahme von Huß (der Hauptstadt von Annam) durch die französischen Truppen brach plötzlich eine Empörung der sogenannten ‚Gelehrten‘ (des Beamtenstandes) in der Provinz Kwang-Ngai aus. Die Aufständischen bemächtigten sich der Citabelle; dort fanden sie die Waffen, die ihnen fehlten, und begannen sofort ihr trauriges Werk, indem sie alle Christengemeinden zerstörten und alle Christen ohne Mitleid und ohne Unterschied des Alters oder des Geschlechts niederhieben. Gleich zu Anfang wurden die Patres Guégan, Poirier und Garin auf das Grausamste ermordet. In dieser armen, einst so blühenden Provinz ist Alles vernichtet. Jetzt ist die Provinz Binh-dinh an der Reihe; schon hat das Gemetzel auf mehreren Punkten begonnen. Kirchen, Häuser, das theologische Seminar, Klöster werden der Reihe nach eine Beute der Flammen. Noch andere Missionäre werden wie ihre Brüder die Opfer der höllischen Verfolgung sein. In diesem Augenblicke verweile ich mit mehreren Mitbrüdern und eingebornen Priestern im Colleg; Tausende von Christen haben sich von allen Seiten hierhin geflüchtet. Dringend habe ich von Huß und von Tong-king Hilfe erbitten und die PP. Geoffroy und Lacassagne abgesandt, daß sie meine Bitten unterstützen.“

Drei Tage später, am 5. August, schrieb der hochw. Herr auf der Flucht nach der französischen Niederlassung die folgenden Zeilen:

„Nach der vollständigen Vernichtung der Mission in der Provinz Kwang-Ngai steht jetzt auch diejenige von Binh-Dinh in Flammen. Nichts wurde verschont. Die Patres Macé und Martin sind nun auch todt; der Erstere fiel unter dem Stahle der Mörder, sein Mitbruder erlag den Strapazen und dem Elende auf der Flucht mit seinen Neubelehrten. 8—10 000 glückliche Christen lagern um die französische Niederlassung her, und die Franzosen können dem Unglücke nicht Halt gebieten. Es ist die Vernichtung unserer ganzen schönen Mission. Wie viele Opfer! Welch unerseßliche Verluste! Consummatum est! (Es ist vollbracht!)“

Diesen Zeilen des apostol. Vikars gibt der nachstehende Brief des hochw. P. Geoffroy die nähere Erläuterung. Derselbe ist datirt: Saigon, den 8. August 1885.

„In der Provinz Kwang-Ngai hat der Massenmord und das Sengen und Brennen seinen Anfang genommen. Die ‚Gelehrten‘ welche dort sehr zahlreich und aufrührerisch sind, waren schon seit zwei Monaten auf dem Punkte, loszuschlagen, als die Einnahme der Hauptstadt (Huß) den zündenden Funken in die Brandmasse schleuderte. Wie Ihnen bekannt ist, wäre P. Poirier schon vor diesem Ereignisse beinahe erschlagen worden. Selbstverständlich mußte die Einnahme von Huß den Haß gegen die Europäer auf die Spitze treiben. Die Gelehrten erhoben sich in Masse und bemächtigten sich am 13. Juli der Citabelle von Kwang-Ngai. Am 14. begann das Niederbrennen der Christendörfer und das Gemetzel der Christen. Van-Van und Van-Soi wurden am 14. und 15. verwüßt. In der letztern Gemeinde fiel P. Poirier mit ungefähr 250 Christen. Nach diesem Blutbade folgten zwei Rasttage. Die Man-

darine von Binh-Dinh und der Mandarin, welcher die wilden Stämme von Kwang-Ngai zu überwachen hat, traten zusammen, vorgeblich um die Empörung niederzuschlagen. Wirklich eroberten sie die Citabelle zurück und ließen 15 Rebellen enthaupten. Das hat uns ebenso wohl als die französischen Behörden eine Zeitlang getäuscht. Da sie die aufständischen ‚Gelehrten‘ hinrichten ließen, konnten sie doch nicht mit ihnen unter derselben Decke stecken. Aber sind diese Bluturtheile auch wirklich vollstreckt worden? Mehrere gut unterrichtete Männer, sowohl Heiden als Christen, haben es mir gegenüber später geläugnet. Sie sagten, die Köpfe, welche man auf Piken in den Thormegen der Citabelle von Kwang-Ngai ausgestellt habe, seien armen Gefangenen abgeschlagen und nur zur Täuschung der Franzosen aufgespiant worden, während die Rädelsführer an der Spitze der Mordbanden ungestraft zum Sengen und Brennen auszogen. Wirklich begann schon zwei Tage nach dem Tode P. Poirier's das Werk der Zerstörung im Bezirke des P. Guégan.

Inzwischen schrieben die Mandarine von Binh-Dinh und Tô-Phü, der Aufseher über die wilden Stämme, nach allen Seiten und ließen überall verbreiten, der Aufruhr sei niedergeschlagen, die Ordnung hergestellt und die rechtmäßige Obrigkeitiedereingesezt. Täglich schickten sie an die Bezirksmandarine und Dorfvorsteher Befehle, über die öffentliche Ordnung zu wachen. Einflußreiche Heiden wurden ihnen sogar officiell zur Seite gestellt, daß sie ihnen bei der Herstellung der Ruhe behilflich seien. Gleichzeitig berichteten die Mandarine im rosigsten Stile nach der Hauptstadt: ‚Alles ist im Frieden; es war nur eine augenblickliche Verwirrung; jetzt ist die Ordnung vollständig hergestellt.‘

Das war ihre Handlungsweise in der Öffentlichkeit; so redeten sie zu Kwang-Ngai, zu Binh-Dinh, zu Phü-Yen und überall. Nichts als Friedensversicherungen, selbst Klagen über die unbegründete Furcht der Christen hörte man aus dem Munde der Mandarine. ‚Wir versichern euch, daß euch kein Leid widerfahren soll; bleibt im Frieden in euerm Hause; die Ordnung wird nicht gestört werden.‘

In der Provinz Binh-Dinh reiste der vierte Großmandarin Thong-Vien im Auftrage des Gouverneurs durch alle größten Christengemeinden, besuchte den Bischof und die Missionäre und zeigte sich so überaus freundlich, daß man hätte glauben sollen, sein ganzes Herz gehöre uns. Im Geheimen organisirten sie die ‚Gelehrten‘, um eine sicherere und vollständigere Durchführung ihres Vernichtungsplanes gegen alle Christen zu ermöglichen. ‚Erst nachdem wir die ‚Landfranzosen‘ vernichtet haben‘, sagten sie, ‚werden wir die ‚Meerfranzosen‘ verjagen können.‘ (Unter den Landfranzosen oder Franzosen im eigenen Lande verstanden sie natürlich die Christen.) Später erzählten mir einige Christen meines Distriktes, welche dem Gemetzel entronnen sind, daß derselbe Großmandarin, der überall den Frieden predigte, Elephanten aus der Citabelle holte, vorgeblich um den Marsch der Rebellen von Kwang-Ngai aufzuhalten, in Wahrheit aber, um meine Christengemeinde von Schia-hüüh, deren starke Befestigung er bemerkt hatte, einnehmen und verwüsten zu können.

Als der festgesetzte Tag anbrach, trieben die Großmandarine ihre Heuchelei so weit, daß sie sich zum Scheine in der Citabelle belagern ließen, daß sie das Unglück der Christen beklagten und jammerten, sie hätten nicht Truppen genug zum Schutze derselben. Vor dem Ausbruche versprachen sie Schutz

und Frieden, um die Christen zu täuschen, während des Gemetels, das rasch vollzogen werden sollte, gestanden sie ihre Ohnmacht gegen die Rebellen, und sowohl vor als während und nach dem Sturme schickten sie die friedlichsten Nachrichten in die Hauptstadt, um die französischen Behörden vollständig hinter's Licht zu führen. Daß aber der Regent Van Thüong nicht ganz wohl über die Lage der Dinge unterrichtet war, wird Niemand glaublich finden. Das sind die Ränke der annamitischen Politik. Ich hatte es schon vor dem Angriff auf Vinh-Dinh klar vorhergesehen und den Versuch gemacht, die französischen Behörden über die wahre Sachlage aufzuklären. Die Einnahme von Hué durch die Franzosen mußte notwendig eine lebhafte Bewegung im Lande hervorrufen. Noch mehr als die Besetzung der Hauptstadt, erbitterte die Mandarine und 'Gelehrten' der Befehl des Oberkommandanten Van Thüong, alle Festungen in den Provinzen zu entwaffnen und die Kanonen, Flinten und das übrige Kriegsmaterial zu Meer nach der Hauptstadt zu bringen. 'Gelehrte', welche mich, zweifelsohne in der Absicht, zu spionieren, besuchten, nannten diesen Befehl eine schreiende Ungerechtigkeit seitens der Franzosen, welche das Land als ein erobertes behandelten, bevor sie es besiegt hätten.

Soeben ist die letzte Christengemeinde von Kwang-Ngai, die südlichste der Provinz und folglich die meinem Bezirke am nächsten liegende, zerstört worden. Von 40 Christengemeinden besteht auch nicht eine einzige mehr. Drei Missionäre und über 6000 Christen sind daselbst niedergemetzelt worden. Alle Kirchen, alle Missionsanstalten, alle Privatwohnungen der Christen wurden ausgeraubt, geplündert und dann in Brand gesteckt. Der Sturm raste fürchterlich, und ganz gewiß wird sich der Angriff sofort auf den Bezirk von Vinh-Dinh werfen.

Am 24. Juli Morgens 4 Uhr gelang es mir, trotz der Wachsamkeit der Posten, welche längs des Meeresstrandes aufgestellt sind, eine annamitische Barke zu erreichen, welche außerhalb des Hafens von Tan-Kwan vor Anker lag. Von den Strapazen der Überfahrt will ich jetzt nicht reden; erst in acht Tagen erreichte ich Hué, wo ich P. Lacassagne traf, der einige Tage vor mir in der Hauptstadt angekommen war. Am 1. August ließ uns die Gesandtschaft mittheilen, Van Thüong habe Nachrichten aus den südlichen Provinzen erhalten, denen zufolge allerdings in Kwang-Ngai zwei Missionäre und 'einige' Christen ermordet worden seien. Die Ordnung sei aber schon wieder hergestellt, man habe die Mandarine und Ortsvorsteher für alle künftigen Unruhen verantwortlich erklärt u. s. w., wir sollten deshalb nur ganz zuversichtlich in unsere Mission zurückkehren, es werde uns kein Leid widerfahren. Am 3. August schifften wir uns auf dem 'Saigon' ein, um nach Kwin-hon zurückzukehren. Im Vorüberfahren trafen wir P. Maillard; noch war in Kwang-Nam nichts verwüstet, aber die 'Gelehrten' nahmen eine sehr drohende Haltung ein. Am Morgen des 5. waren wir meinem Bezirke Schia-hüüü gegenüber. Denken Sie sich meinen Schmerz, da ich vom Schiff aus meine Christenbörser in Flammen sah! Einige Stunden später liefen wir in den Hafen von Kwin-hon ein: die bischöfliche Wohnung und das Colleg von Lang-Son bildeten ein ungeheures Feuermeer und gleichzeitig brannten einige umliegende Christengemeinden. Der Meeresstrand war von flüchtigen Christen bedeckt; über 8000 hatten sich um die französische Niederlassung her gelagert. Wir fanden daselbst den hochw. Bischof und etwa zehn Missionäre; voll Angst hatten sie unsere Rückkehr erwartet. Während der Nacht war der ganze Himmel vom Brande geröthet,

in einem Kreise von 8—12 km schlugen die Flammen von zehn großen Brandstätten empor . . ."

Im nächsten Briefe aus Saigon vom 15. August schildert P. Chambois im Auftrage seiner Mitbrüder die schreckliche Lage des Vikariats:

"... Einzelheiten aus dieser Katastrophe wagen wir noch nicht mitzutheilen. Man muß aber, um ein ähnliches Unglück zu finden, in der Geschichte über die Tage der Sicilianischen Vesper hinaus zurückgehen bis in die Zeiten, da die barbarischen Horden der Vandalen die Provinzen des großen Römerreiches der Reihe nach überschwemmten . . . Ich glaube nicht, daß jemals Mord und Brand in einem solchen Maßstabe sich Tag für Tag während drei Wochen an so vielen Orten und mit solcher Wuth und Unmenschlichkeit folgten. Haß und kalte Berechnung haben sich die Hand geboten, und unsre Feinde haben einen Erfolg erzielt, der ihre Hoffnung weit überbot . . .

Wenn wir die Größe des Unglücks überblicken, ist unsre Seele traurig bis zum Tode. Neue Nachrichten werden Ihnen wohl bald melden, wie viele von uns 29 Missionären, von unsern 17 eingebornen Priestern, von über 40 Katechisten, von 120 Jünglingen der Lateinschule und der Theologie, von 450 annamitischen Ordensschwestern und von unsern 41 000 Christen noch am Leben seien . . . Zahlreiche Europäer sind Zeugen der schrecklichen Ereignisse; die Offiziere und Marine-Soldaten des französischen Postens von Kwin-hon, die Offiziere und Matrosen des Kanonenbootes 'Lion', das seit dem 5. August auf der Rhede von Kwin-hon vor Anker lag, die Mannschaft und Passagiere des Dampfers 'Saigon', welcher gerade damals auf der Rhede eintraf, waren Zeugen des entsetzlichen Schauspielers von zehn Feuersäulen, welche den Brand von ebenso vielen Christendörfern verkündeten und den Horizont längs der Rhede in einer Ausdehnung von 12 km erhellten. Alle diese Offiziere, Soldaten, Reisenden, von denen viele kein Herz für das Gedeihen der Mission hatten, sahen mit eigenen Augen und nicht ohne lebhafteste Rührung die Größe unseres Unglücks. Sie sahen ebenfalls auf dem Uferlande rings um die französische Niederlassung unsre 8000 Christen, welche aus der Nachbarschaft dem Tode entronnen waren und sich unter den Schutz der französischen Fahne geflüchtet hatten. Trotz des guten Willens und der Anstrengung des französischen Residenten von Kwin-hon ist diese Schaar der Flüchtlinge zur Stunde noch immer dort, vom Schrecken umringt, ohne Nahrungsmittel, ohne Kleidung, ohne Schutz gegen die Hitze des Tages und die schädliche Wirkung der Nachtluft.

Unsere Mission ist zwar vernichtet; aber wir dürfen diese Armen doch nicht vor Hunger sterben lassen. So schickte uns der hochw. Bischof nach Saigon, um große Massen Reis zu kaufen. Unsre Ankunft und die Kunde, die uns folgte, hat einen tiefen Eindruck hervorgebracht. Msgr. Colombert, seine Missionäre, seine Klostergenossenschaften, die annamitischen Christen, wie auch General Béjoin und die ganze französische und einheimische Bevölkerung der Kolonie wetteiferten, um milde Gaben zu sammeln. Eine Sendung Reis wird die erste Noth heben; aber wo werden wir die Mittel aufreiben, dem Elende, welches Monate lang andauern wird, zu steuern? — Wir hoffen auf den lieben Gott: er wird helfen!"

In den folgenden Zeilen beschreibt ein anderer Missionär die Ankunft der ersten Flüchtlinge in Saigon:

"Gestern war ich Zeuge eines ergreifenden Schauspiels; Tausende unsrer Christen kamen auf der 'Marie', einem deutschen

Handelsdampfer, den Msgr. Van Camelbete hierfür gemietet hatte, in Saigon an. Während der zwei- bis dreitägigen Überfahrt haben die Unglücklichen kaum etwas Nahrung erhalten; denn die Schiffsküche konnte höchstens für 100 Mann kochen. So kamen sie halbverhungert nach Saigon. P. Vivion, der sie begleitete, sprang an's Land, eilte um Mitternacht in's Seminar, in's Waisenhaus und bat, man möge sofort allen Reis kochen, der vorrätig sei; dann lief er von Brobladen zu Brobladen, kaufte alles auf und brachte so etwa 100 kleine Bröckchen zusammen. Gegen 2 Uhr Morgens wurde Brod und Reis verteilt; die Armen fielen so über die Speisen her, daß man sie zwingen mußte, für den Anfang nur wenig zu genießen. Um 5 Uhr vertheilte man 500 Pfund Brod. Gegen 9 Uhr schiffte man sie am Landungsplatze aus. Da konnte ich nun das ganze Elend mit Ruße überblicken. Traurig, muthlos, fast stumpfsinnig vor Schmerz kauerten diese armen Christen, welche ich kannte, in dichten Gruppen zusammen. Mütter preßten ihre Säuglinge an den Busen. Welch ein Anblick! Trotz seiner Kränklichkeit hatte sich Msgr. Colombert an den Landungsplatz tragen lassen; schon Abends zuvor hatte er alle Missionäre und annamitischen Priester der Nachbarschaft zur Stelle geladen, um jedem 2—300 Christen zuzuwenden, denen derselbe wenigstens für die ersten Tage den nothwendigsten Reis und ein Obdach verschaffen sollte. Sowohl Franzosen wie Eingeborne, welche sich am Uferdamme eingefunden hatten, waren tief ergriffen und empört über diese in den Jahrbüchern der Kirche noch kaum erhörten Weheklagen. Bald werden auch die übrigen Opfer eintreffen.

An Privatalmosen hat es nicht gefehlt. Auf das Wort Msgr. Colomberts wurden die tausend Christen des ersten Schiffes sofort in christlichen Familien aufgenommen. Wie lange werden aber unsere armen Neubekehrten eine solche Last tragen können? Haben Sie also Mitleid mit unsrer Noth und kommen Sie den armen Überlebenden in Kwin-hon und in Saigon zu Hilfe!"

Sudan.

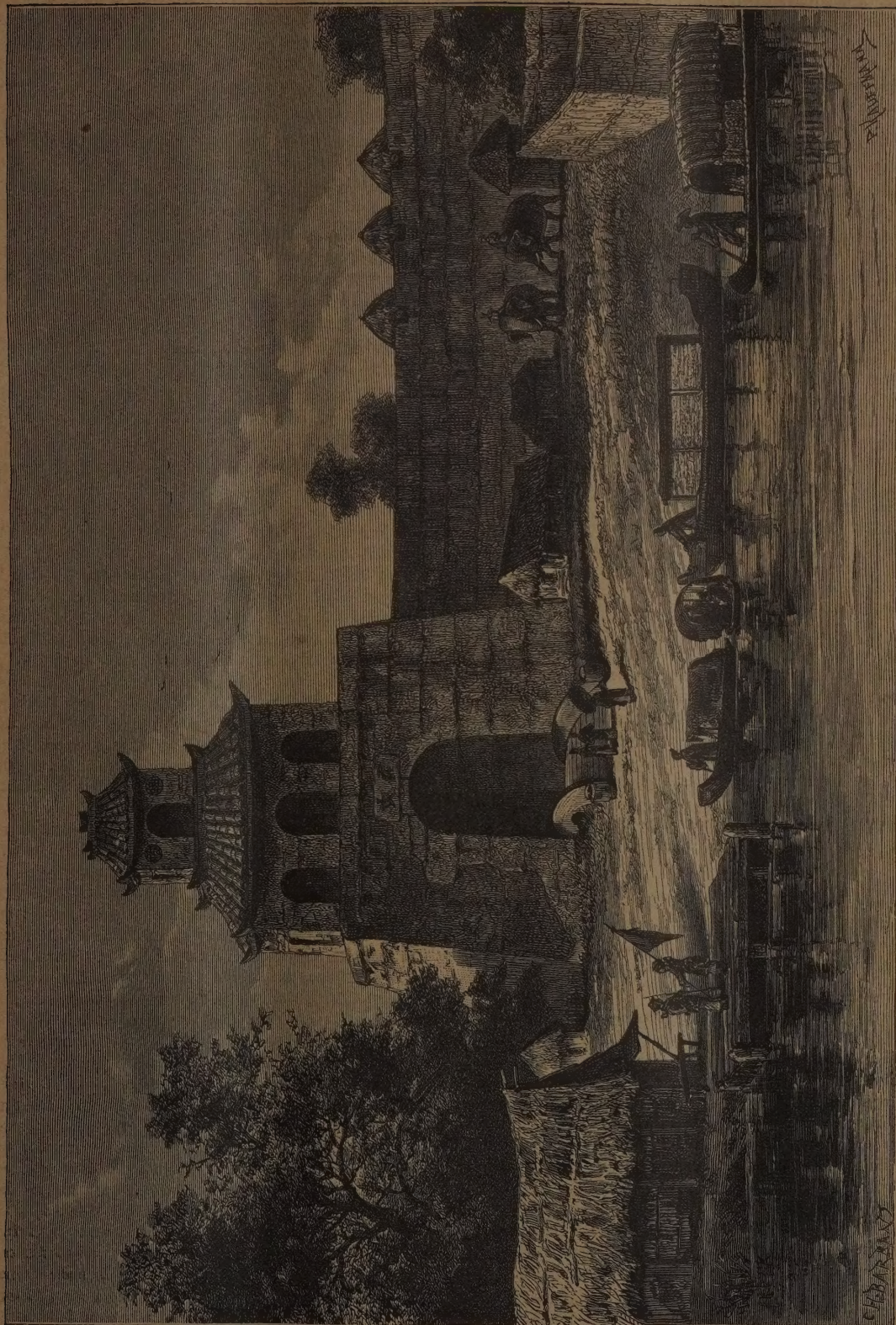
Apostol. Vikariat Central-Afrika. Über das Schicksal der zu El Obeid gefangenen Missionäre wollten wir nichts veröffentlichen, bevor uns ganz zuverlässige Nachrichten vorlägen. Endlich haben wir diese erhalten. Wie unsere Leser wissen, ist es im Laufe des Sommers einem der Gefangenen, dem hochw. H. Luigi Bonomi, gelungen, zu entfliehen und die Vorposten der Engländer glücklich zu erreichen. Die ausführliche Schilderung seiner Erlebnisse liegt uns jetzt vor, und wir werden in der nächsten Nummer mit der Veröffentlichung derselben beginnen. Als Einleitung und zum bessern Verständnisse mögen die folgenden Zeilen dienen, welche das Loos der Missionäre bis zum Falle von El Obeid erzählen, mit dem die ergreifenden Schilderungen beginnen.

Dom Luigi Bonomi, ein Priester der Diocese Verona, trat im Jahre 1873 in die Mission Msgr. Comboni's ein und kam 1874 nach Chartum. Zuerst arbeitete er als Missionär in Kordofan und Gebel Nuba, war 1876 Oberer der Station El Obeid, von 1877—79 Oberer in Gebel Nuba, 1879—81 Generalvikar des sel. Bischofs Comboni zu Chartum und dann Generaloberer der Missionen in Dar-Nuba. Mit P. Joseph Dhrwalder gründete er die Missionsstation Delen, welche 3 Tagereisen von El Obeid entfernt lag, bekehrte daselbst 30 befreite Sklaven zum Christenthume und unterrichtete die-

selben mit Hilfe von zwei Laienbrüdern in verschiedenen Handwerken und im Landbau. Bei der Nachricht, daß der „Mahdi“ nahe, um die türkischen Fesseln zu sprengen, machten die benachbarten Daggara-Araber einen Angriff auf die Mission, wurden aber zuerst durch die bekehrten Neger der Mission, welche sich tapfer schlugen, zurückgeworfen. Allein bald überflutheten die Schaaren des Mahdi die ganze Gegend. Die Neger von Nuba flüchteten nun in die Berge, wo sie nie völlig unterworfen wurden. Bis zum September 1882 hielt sich die Mission. Um diese Zeit vernichtete der Mahdi die Truppen des Jusuf Pascha Schellali, der zum Entsatze von El Obeid gesandt worden war. Nach diesem Erfolge begann der Mahdi die regelrechte Belagerung von El Obeid und schickte einen Emir Namens Mek Omar gegen die Mission Delen. Dom Bonomi wollte nun mit dem Missionspersonal nach Faschoda flüchten, um von dort aus auf dem Nil Chartum zu erreichen; der 14. September 1882 war für dieses Unternehmen festgesetzt. Der Plan wurde durch einen gewissen Khalel Essendi verathen, die Station wurde eng umzingelt und zur Übergabe aufgefordert. Da die ägyptischen Soldaten, welche sich in Delen befanden, offen zum Mahdi übergingen, war an keinen Widerstand zu denken und die Missionäre ergaben sich unter der Bedingung, daß man sie frei nach Egypten ziehen lasse. Man brach diese Zusage sofort, fesselte Alle und schlepte sie zum Mahdi, der vor El Obeid lag. Dom Bonomi hat uns die Leiden dieses Zuges und die Schicksale bis zur Eroberung El Obeids in seinem letzten Briefe, den wir Jahrgang 1883 (S. 147—151) mittheilten, bereits geschildert. Wir heben deshalb aus seiner Erzählung nur diejenigen Züge hervor, welche das früher entworfene Bild schärfer hervorheben. Zunächst das erste Zusammentreffen mit dem falschen Propheten:

„Wir waren unser sieben (2 Priester: Dom Luigi Bonomi und Dom Joseph Dhrwalder, 2 Laienbrüder: Joseph Megnotto und Gabriel Mariani, und 3 Schwestern: Amalia Andreis, Eulalia Pesadento und Marietta Caprini) und wurden vor den Mahdi geführt. Er sagte uns, es sei nothwendig, daß wir augenblicklich zum Islam überträten. Wir entgegneten fest: „Wir können diesem Befehle nicht entsprechen, noch unsere heilige Religion verlassen. Gott verbietet es, und selbst wenn wir der Kleidung und dem Äußern nach Moslimen würden, so bliebe doch unser Herz unverändert.“ Diese kühne Antwort reizte Muhammed Ahmed sehr. Er rief: „Hörst, verfluchte Ungläubige! Morgen ist Freitag. Ich gebe euch Bedenkzeit. Wenn ihr beim Aufgange der Morgensonne nicht zum Islam übergetreten seid, so sollt ihr zum Tode geführt und hingerichtet werden zur Strafe für euren hartnäckigen Ungehorsam. Sehet also zu und bereuet, so lange es Zeit ist! Ich habe gesprochen.“ Im Laufe des Tages wurden wir von verschiedenen Dervischen besucht, welche uns beschworen, den Islam anzunehmen. Wir antworteten ihnen: „Wir geben euch, o Dervische, denselben Befehl, wie euerem Meister: Das ist uns nicht erlaubt!“ Sie waren wüthend, spieen uns an und zückten ihre langen Schwerter gegen uns. Allein wir vertrauten auf Gott.

Am nächsten Morgen wurden wir aus der Hütte, in welche man uns eingesperrt hatte, hervorgeführt. Die Araber standen in Schlachordnung; hinter dem Fußvolke hielt eine starke Abtheilung Reiterei. Tausende von Speeren und blanken Schwertern blitzten und funkelten in den Strahlen der Morgensonne. Wir sahen sie aufsteigen und die Wipfel der wenigen Mimosen und die Felsanten vergolden, welche hier und dort aus der weiten, gelben Sandfläche aufragten — wir sahen sie aufsteigen und dachten, es sei das letzte Mal. Wie mehr würden wir einen Sonnenaufgang schauen, unsere Bahn wäre durchlaufen und wir würden, wie Tausende vor uns, des Martertodes sterben für den Glauben an unsern Herrn — so dachten wir.



Das Thor der Citadelle von Hing.

Furcht hatten wir keine; ja wir freuten uns im Gedanken, des Todes für Ihn würdig befunden zu sein. Als wir die lange Front hinabgeführt wurden, gingen wir festen Schrittes und erhobenen Hauptes einher; die Araber zückten ihre langen, zweischneidigen Schwerter gegen uns und versuchten uns, während wir vorüberstritten. Jetzt erreichten wir den Platz, wo Muhammed Achmet, der sogen. Mahdi, hieß. Er saß auf einem prächtigen Dromedar. Laut rief er uns zu: „O Christen, seid ihr bereit, den Islam anzunehmen, oder wollt ihr euch die Köpfe von den Schultern schlagen lassen?“ — Auf Gott vertrauend gaben wir die Antwort: „O Scheich Muhammed Achmet! Du hast große Gewalt; du befehlst diese große Schaar von Kriegen, welche sich so weit erstreckt, als das Auge reicht. Du kannst ihnen gebieten, was in deinen Augen gut scheint, und dein Befehl wird vollzogen. Auch über uns hast du Macht, daß du uns erschlagen kannst; denn Gott hat in seinem weisen Rathschlusse uns in deine Hand gegeben. Aber du hast keine Macht, o Scheich, uns zum Islam zu zwingen. Wir ziehen den Tod diesem Entschlusse vor.“ Wir Alle gaben diese Erklärung ab. Die finstern Reihen schwiegen; Derwische mit langen Schwertern standen gewärtig, den Wink ihres Herrn zu erfüllen und unsere Köpfe abzuschlagen.

Aber Muhammed Achmet schaute eine Zeit lang aufwärts und gen Osten und schwieg. Dann richtete er sein Ablerauge durchbringend auf uns, und da er bemerkte, daß wir im Glauben nicht wankten, rief er mit lauter Stimme: „O Nazarener, möge Allah, der allgütig und barmherzig, eure Herzen recht machen und euch zur Wahrheit führen!“ Nachdem er dieses gesagt hatte, rief er abermals laut: „Ihr Alle, die ihr gegenwärtig seid, Scheichs und Derwische und wer immer Waffen trägt unter euch: stecket euer Schwert in die Scheide! Denn dieses ist der Befehl, den ich gebe: Lasset diese Nazarener ungekränkt in meine Hütte führen — ich habe es gesagt!“ So wurden wir hinweggeführt, und wir dankten Gott, daß Er das Herz dieses fürchterlichen Mannes zur Schonung gegen uns bewogen hatte. Wir wurden in eine Strohhütte geführt; er ließ uns niederstehen und mit ihm speisen. Dabei unterhielt er sich zwanglos mit uns und fragte nach unserer Meinung in verschiedenen Sachen. „Seid meines Schutzes versichert“, sagte er, „kein Haar eures Hauptes soll gekrümmt werden. Ich übergebe euch nun der Oborge eines Syriens Namens Georg Stambuli. Dieser Mann ist, Allah sei Dank, den Irrthum seiner Wege ein und hat den Islam angenommen. Gewiß werdet auch ihr euern Irrthum bald einsehen; Stambuli wird euch in jeder nützlichen Kenntniß unterrichten!“

Die Leiden, welche jetzt über die Gefangenen hereinbrachen, sind in dem oben angeführten Briefe geschildert. Der Laienbruder Gabriel Mariani und die beiden Schwestern Eulalia Pesavento und Amalia Andreis erlagen denselben während der Monate Oktober und November 1882.

„Arme, todmüde Seelen!“ ruft Dom Bonomi bei der Erzählung ihres Todes aus, „eure Leiden sind jetzt überstanden! Ihr seid für unsern Glauben gestorben, so gut als die Blutzeugen der alten Zeit.“ Ich bestattete sie mit den Segnungen der Kirche, aber wir mußten alle Übungen unserer Religion mit dem tiefsten Geheimnisse vor unserer Umgebung verbergen. Sie hofften durch fortgesetzte Mißhandlung uns zum Islam zu zwingen, und wahrscheinlich wären wir auf der Stelle erschlagen worden, wenn man uns bei der Ausübung unserer Religion betrosfen hätte. Der elende Tod dieser armen Wesen ergriß mich tief und ich faßte den Entschluß, mich an den Mahdi zu wenden, komme was da wolle. Ich trat also vor ihn und verlangte die Erfüllung der Zusage, welche man uns bei der Übergabe gemacht hatte, und demzufolge die Erlaubniß, den Weg nach dem Lande Ägypten anzutreten.

„Es thut mir leid, euere Forderung nicht bewilligen zu können“, sagte Muhammed Achmet; „Gott will es nicht erlauben. Nimm dafür diese 10 Thaler und kaufe damit, wessen du bedarfst. Hier

ist auch Zeug, womit ihr euch kelleiden könnt. Es ist euch nicht verboten, den Markt zu besuchen. Ich gab Befehl, daß euch Niemand belästigen soll; aber wenn ihr das Haus verlasst, müßt ihr stets muselmännische Kleidung tragen.“

Sehr ergreifend ist die Schilderung, welche Dom Bonomi vom Falle El Obeid's entwirft. Derselbe erfolgte im Januar 1883. Ein großer Theil der Besatzung und der Einwohner war gleich anfangs zum Mahdi übergegangen. Aber Muhammed Pascha Saib, der Gouverneur des östlichen Sudan, wollte den Platz bis zum Äußersten halten. Da er keine genügende Mannschaft mehr hatte, um die ausgebehten Gräben und Verhaue rings um die Stadt zu besetzen, gab er die Außenlinien preis und ließ rasch neue Gräben und Wälle um das Regierungsgebäude, das Arsenal, die Kasernen her aufwerfen. Bis zum 18. Januar 1883 schlug er alle Stürme der Aufrührer blutig ab. Dann aber besiegte der Hunger die Belagerten. Für ein Ei bezahlte man einen Maria Theresia-Thaler; die Straßen lagen voller Leichen; die Verhungerten scharrten verwesende Hunde und Kameele aus, um an ihnen sich zu sättigen.

„Die schrecklichen und gräßlichen Scenen in der belagerten Stadt“, sagt Dom Bonomi, „machten das Blut der Augenzeugen erstarren und die Schilderung jener Tage ist zu furchtbar, als daß man sie nicht rasch enden müßte. Dennoch verweigerte der grimmige alte Fürst, welcher El Obeid besetzte, die Übergabe, obgleich die elenden Soldaten nicht mehr die Flinten tragen konnten und wie hungrige Wölfe umherlungerten, irgend etwas Eßbares suchend. Widerstand leisten konnten sie nicht mehr. Am 18. Januar 1883 erstürmten die Empörer den Wall und drangen in die Muderiah (Regierungsgebäude) und die umliegenden Häuser ein. Als die Derwische den Divan der Muderiah, die große Halle, betraten, fanden sie den Commandanten Achmet Pascha Saib auf einem hohen geschnitten und buntemaltem Thronessell sitzend; stolz aufgerichtet und mit gekreuzten Armen schaute er sie voll Verachtung an. Sie drangen auf ihn ein und würden ihn erschlagen haben, hätten nicht Andere gefordert, daß man ihn vor Muhammed Achmet, den Mahdi, führe. Zurück, ihr Hunde, rührt mich nicht an!“ rief er. „Ihr besetzt mich, gemeine Empörer. Ich selbst will vor diesen Erz-Rebellen Muhammed Achmet treten; geht voran!“ Unwillkürlich schreckten sie vor seiner Donnerstimme und seinem grimmigen Blicke zurück. „Haltet seine Hände fest und durchsucht ihn!“ befahl der Mahdi, sobald er ihn erblickte, und der Befehl kam keine Sekunde zu früh; denn schon zog der alte Krieger einen Revolver aus seinem Kleide, und es ist kein Zweifel, daß er dem Feinde den Tod geschworen hatte. „Fort mit diesem Hunde von einem Fürsten!“ schrie Muhammed Achmet. „Verkauf ihn auf dem Markte als einen Sklaven; hinweg mit ihm!“ Der Commandant wurde also nach dem Bazar geführt und zum Verkaufe feilgeboten; doch wagte anfangs Niemand auf ihn zu bieten. Da ging ein Emir vorbei und rief, um des Gefangenen zu spotten: „O Ausrufer, ich will wahrlich 680 Pfaster für diesen Mann geben!“ Er wurde also dem Emir zugefchlagen. Als der Mahdi Kunde davon erhielt, gab er den Befehl, den Commandanten sofort zu ermorden. Es eilten also einige Derwische aus der Umgebung des Mahdi nach der Wohnung des Emir und verlangten, daß ihnen Achmet Pascha Saib vorgeführt werde. Mit festem Blicke und stolzer Haltung trat er vor die Derwische, welche ihre Schwerter entblößten. „Nicht wahr, ihr seid gekommen, mich zu ermorden?“ donnerte er sie an. „Versucht'seige Hunde, ich fürchte euch nicht! Das Grab eurer Väter sei geschändet! Ich fluche euern Vätern und Müttern bis in's dritte Geschlecht, mögen alle ihre Gräber geschändet sein! Fluch euch und euerm elenden falschen Propheten Muhammed Achmet!“ Während er diese entseßlichen Flüche ausstieß, fielen die Derwische über ihn her und erschlugen ihn. Er starb mit

dem Muth eines tapfern Soldaten. Als der Platz gestürmt wurde, hatte er es versucht, das Pulvermagazin, sich und seine Angreifer in die Luft zu sprengen; aber seine Offiziere hinderten ihn an dieser That. Die Dermische suchten jetzt, wüthend über die Reben des sterbenden Commandanten, auch Ali Bey Sherif und andere gefangene Offiziere auf und hieben sie in Stücke. Dann kehrten sie zum Mahdi zurück und melieten ihm ihre Thaten. Er brach in Thränen aus, streute Sand auf sein Haupt und tadelte sie ob dieses Blutvergießens: „Ihr seid blutdürstige Männer, o ihr Dermische!“ sagte er. „Diese Thaten finden kein Wohlgefallen in meinen Augen!“

Acht Mitglieder der katholischen Mission hatten in dem unzingelten El Obeid alle Schrecken der Belagerung und alle Qualen des Hungers durchgemacht. Der Obere, Dom Giovanni Rossi, war denselben am Neujahr 1883 erlegen. P. Rosignoli, der Cleriker Locatelli und 5 Schwestern fielen jetzt in die Gewalt des Mahdi und wurden den übrigen gefangenen Missionären beigegeben. Ihr schreckliches Loos wird uns P. Donomi in unserer nächsten Nummer erzählen.

Südafrika.

Sambesi-Mission. Wir theilten unsern Lesern bereits mit, daß in Panda-ma-Tenta im Februar dieses Jahres Br. Allen S. J. gestorben ist. Einem Schreiben des hochw. P. Kroot S. J. entnehmen wir folgende Einzelheiten über seine letzte Krankheit und seinen Tod.

„Bruder Alfred Allen starb am 2. Februar, um 1 Uhr Nachmittags, nach einer schmerzlichen Krankheit von nur zwei Tagen. Am 30. Januar war er noch so gesund wie Einer und ausgeräumt wie immer. Am folgenden Tage fühlte er sich plötzlich von einem heftigen Fieber ergriffen; die Anfälle waren so stark, daß sie einen Bruch im Innern zur Folge hatten; dadurch wurde sein Zustand sofort hoffnungslos. Seine Haut und das Weiße der Augen wurden überbleich ganz gelb: ein Zeichen, daß die Leber angegriffen war.“

Wir begannen sogleich eine Novene zum hl. Ignatius und versahen den Kranken mit den heiligen Sterbesacramenten; er empfing sie mit der innigsten Freude, zur größten Erbauung der Anwesenden.

„Welch ein Segen! Welch ein Segen!“ rief er aus, als wir und die wenigen Katholiken von Panda-ma-Tenta in sein Zimmer traten. Mit deutlicher Stimme antwortete er auf die Gebete der Kirche, und er fühlte ein unbeschreibliches Glück bei dem Gedanken, daß er nun bald in den Himmel kommen werde. In den stets wachsenden Schmerzen war sein einziges Wort: „Mein Gott, erbarme dich mei-

ner“ und „Süßester Jesus, möge ich dich immer inniger lieben!“ Sein größter Trost war das Bewußtsein, daß er sterbe als Kind der heiligen römisch-katholischen Kirche, als Kind der Gesellschaft Jesu und der Sambesi-Mission. Am Arzneimittel kümmerte er sich nicht, aber so oft ihm etwas geweihtes Ignatius-Wasser dargeboten wurde, sagte er: „O das ist gut, das ist sehr gut!“

Am Sonntag den 1. Februar Abends um 6 Uhr begann bereits der Tobestampf; aber seine große Andacht zur Mutter Gottes hat ihm die Gnade erwirkt, am Feste ihrer Reinigung, dem 2. Februar, zu sterben. Am selben Tage wurde er an der Seite des seligen P. Weiskopf beerdigt. Unter den vielen Tugenden, welche man an ihm bewundern konnte, ragte meines Erachtens die Treue wohl am meisten hervor: die Treue im Sinne der heiligen Schrift, die jede Handlung aus einem übernatürlichen Beweggrund verrichtet, mit der größten Pünktlichkeit, Bereitwilligkeit und Sorgfalt, gerade so wie sie verrichtet werden muß. Mit eisernem Willen begabt, verstand er es wohl, in schwierigen Fällen mit aller Entschiedenheit voranzugehen und sich Gewalt anzuthun; aber ebenso sehr war er davon durchdrungen, daß der Himmel im allgemeinen durch die treue Erfüllung der gewöhnlichen Pflichten verdient werden muß. Es ist gewiß ein wahres Wort: „Wer der Ordnung lebt, lebt für Gott“; unser guter Bruder war sozusagen die personifizierte Ordnung; er war im vollen Sinne des Wortes treu im Kleinen, und deshalb leben wir der zuversichtlichen Hoffnung, daß der liebe Gott ihn seinem Versprechen gemäß schon im Himmel mit den Worten bewillkommen hat: „Ich will dich über Vieles sehen, geh“ ein in die Freude deines Herrn.“

„Am 19. Januar,“ so fährt P. Kroot fort, „ist auch unser guter, treuer Piet gestorben, der seit vier Jahren als Führer und Dolmetsch der Mission so viele Dienste erwiesen hat. Er ging schon mit P. Depelchin zu den Barotse und Batongas, und war stets zu allem bereit, was man ihm auftragen mochte. So hat ihm denn auch der liebe Gott die Gnade des wahren Glaubens geschenkt, eine Gnade, deren er bis jetzt allein von seinem Stamm gewürdigt wurde. Möge der gute Koranna nun ein mächtiger Fürsprecher sein für seine armen Landsleute, für die andern Bewohner Afrika's und besonders auch für uns!“

Eben geht uns die Trauerkunde zu, daß inzwischen P. Kroot den beiden Hingefahrenen, deren Tod er uns eben berichtete, bereits in ein besseres Jenseits gefolgt und, wie wir hoffen, im Himmel mit ihnen vereinigt ist. Die beiden Todesfälle werden wohl die Ausführung des bereits früher gefaßten Entschlusses, die Station Panda-ma-Tenta vorläufig aufzugeben, noch beschleunigen.

Miscellen.

Seine katholischen Missionäre in den deutschen Kolonien!

Wer hat denn eigentlich den Gedanken, am Kamerun eine katholische Mission zu gründen, in Anregung gebracht? Wie uns die Kreuzzeitung gerade zur rechten Zeit versichert, kein Anderer als der berühmte Afrikaforscher Dr. Nachtigal. „Als derselbe,“ erzählt das genannte protestantische Blatt, „bezug's Unterhandlungen mit dem Gouverneur in Gabun war, hatte er den guten Einfluß der dortigen französischen katholischen Mission kennen gelernt, deren praktische Einrichtungen auch in Bezug auf Anbauprospekte, Landbebauung und Handwerker-Ausbildung von deutsch sprechenden Gelehrten fast ausschließlich geleitet werden. Dr. Nachtigal sprach dem Bischof Mgr. Le Verre im Beisein des deutschen Consuls Emil Schulze in Gabun den Wunsch aus, daß von Gabun aus auch eine katholische Mission in Kamerun angelegt werde, und sagte ihm, daß er das höhere Orts befürworten würde. Er hatte dabei den Zweck, der englischen Mission unter den Eingeborenen und dem englischen Einfluß überhaupt wirksam entgegenzuarbeiten. Nachher hat er mit P. Stoffel diesen Gedanken noch weiter besprochen. Der Ort Bots bei Victoria wurde dazu sogar in Aussicht genommen.“

Die Missionäre von Gabun sind bekanntlich dieselben Patres vom hl. Geist, welche in der deutschen Kolonie von Usagara an der ostafrikanischen Küste zu Bagamoyo so überaus segensreich wirken. Noch vor kurzem veröffentlichte das „Berliner Tagblatt“ einen Brief des Leutenants Freiherrn von Bülow, dem wir die folgende Stelle entheben: „Die Mission ist in den Händen der Engländer und der Franzosen. Die Engländer lehren nur Religion; die Franzosen dagegen lassen ihre Zöglinge zunächst ein Handwerk oder den Ackerbau lernen; sie civilisiren erst, und die Religion macht den Schluß. Begreiflicher Weise tragen die Bemühungen der Franzosen die allerschönsten Früchte, welche unserm deutschen Gebiet noch zu großem Nutzen gereichen werden. Die Franzosen kauften auf dem noch vor wenigen Jahren hier stattfindenden Sklavenmarkt kleine Kinder; die Knaben wurden von den Patres, die Mädchen von den Schwestern erzogen und unterrichtet. Die Mädchen lernten Kochen, Nähen u. s. w., die Knaben ein Handwerk oder den Ackerbau. kamen die Zöglinge in das heirathsfähige Alter, so ließen sie sich in einer Missionsstation trauen und bauten sich in der Nähe derselben an. Die Missionäre unterrichteten die Kinder dieser Leute, halten jeden

Sonntag Messe sowie Morgen- und Abend-Gebete ab, und sehen darauf, daß die Pörfamilien nicht in das frühere Familienverhältnis zurückfallen, indem sie den Männern Achtung vor ihren Frauen beibringen. Diese Schwarzen wohnen jetzt in viereckigen Häusern, die eine Straße bilden. Die Straße ist sehr breit und dient zur Anpflanzung von Nutzbäumen. Die Frauen tragen europäische Kleidung, die sich nur durch bunte Farben und Einfachheit im Schnitt auszeichnet. Wir Deutsche haben übrigens noch in anderer Weise alle Ursache, der französischen Mission rühmlichst zu gedenken; denn jeder Durchreisende (es sind jetzt fast durchweg Deutsche) wird von den so sehr beschäftigten Missionären in wahrhaft aufopfernder Weise versorgt. Vor wenigen Wochen machte einer dieser Herren vier Nächte hindurch an den Betten einiger kranken Deutschen, gab ihnen seinen Wein bis auf den letzten Tropfen, seine Kopfkissen, ja die Schuhe von seinen Füßen. Es war ein Priester des Ordens vom heiligen Geiste, ein Franzose! Reich ist die französische Mission

nicht. Um so mehr verdient sie unsere Hochachtung und Unterstützung. Diese französischen Katholiken haben an uns protestantischen Deutschen (und zum Theil Offiziere, die 1870 gegen Frankreich gekämpft haben) wahre Samariterdienste geübt und unsere eigenen Landsleute und Glaubensgenossen beschämt."

So ein Protestant über die Thätigkeit der französischen Missionäre in einer deutschen Kolonie! Ähnlich lautete vor Kurzem noch das Urtheil selbst der „Kölnischen Zeitung“ über die französische katholische Mission in Agnes an der westafrikanischen Sklaventeufe. Und nun sollen auf einmal nach dem Urtheile der „Nordb. Allg. Ztg.“ „Jesuitenmissionen auf deutschem Gebiete (in deutschen Kolonien) mit unseren Gesetzen, französische mit unseren politischen Interessen im Widerspruche stehen!“ Ob die eben gerühmten Samariterdienste den Missionären von Bagamopo gerade so vergolten werden sollen, wie diejenigen der deutschen Ordensleute im letzten Kriege? —

Für Missionszwecke.

Für die dürftigsten Missionen:	Mark.	Für arme Klosterfrauen in Italien:	Mark.	Für den Einheits-Jesu-Verein:	Mark.
München G. B.	500.50	Von P. Fr. Fröhle in Gurtweil	5.—	Durch B. Frant, Kaplan in Ratibor	42.05
Von Kaplan D. in Margolshausen	5.—	„Gott segne es!“	30.—	Für den Franziskus-Averius-Verein:	
R. S.	100.—	Für die nothleidenden Priester in Sibirien:		Von Ungenannt, Rheine	10.—
Aus Geseheim von Fr. S.	20.—	Von P. Fr. Fröhle in Gurtweil	5.—	Papalino	7.50
Von J. B. Hausner, Pfarrepositus in Genting	29.—	Für nothleidende Missionspriester zur Verhinderung von heiligen Messen:		Für den Bonifacius-Verein:	
Von Carl Siefert, zum Troste der armen Seelen	300.—	Von J. B. Hausner, Pfarrepositus in Genting	4.56	Papalino	4.50
Von Carl Siefert in Remet Volky	10.65	Durch B. Fr. Fröhle in Gurtweil	121.60	Durch B. Frant, Kaplan in Ratibor	10.15
Von A. von Kumbin in Remet Volky	9.35	Durch J. A. Weber, Pfarre in Hohenried	121.60	Für die St. Josephs-Mission in Paris:	
Von Fr. Damasto in Neureichenau	75.—	Pro adelibus defunctis	50.—	Von P. Fr. Fröhle in Gurtweil	20.—
Papalino	17.50	Durch Herder & Co. in München: „In Gottes Namen“	100.—	Zum Verkauf und Unterhalt von Heidentindern:	
Von P. Fr. Fröhle in Unterfranken	20.—	Papalino	4.—	Aus Kircherten von Geschwister R.	24.—
Für die Missionen in China, Tongking und Indien:			3.—	Durch den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu“	
Aus Nevelaer	3.—			in Innsbruck	239.80
Von J. B. Hausner, Pfarrepositus in Genting	40.—			„S. Weiz, Erzpriester in Striegau“	23.—
Durch P. S., Aus Geseheim	20.—			Von P. Fr. Fröhle in Unterfranken	10.—
Von R. in S.: „In honorem ss. cordis Jesu“	12.—			Zum Verkauf und Unterhalt von Heidentindern:	
Dr. Fr. St.	644.70			Von Stadt-Missionar Scherling in Barendorf	25.—
„Z. in Verloben“	10.—			Ungenannt in A. a. b. S.	100.—
„einem Priester der Erzbischofe Wien“	93.80			R. A. B. S.	1.—
„Fr. Nagel in Hunderlingen“	20.—			Durch S. Weiz, Erzpriester in Striegau	8.—
„Wer seinen Bruder doch leiden sieht“	20.—			Pro Papa:	
Von D.: „Ich war hungrig“	300.—			Von R. J.	13.70
Von E. in Bayern	174.—			Aus Bayern, Sallach	7.43
P. Fr. Fröhle in Heiligkreuzsteinach	2.—			Papalino	6.—
Durch den „Sendboten des göttl. Herzens Jesu“	14.10			Von R. A. B. S.	50.—
in Innsbruck				„Gott segne es!“	6.—
Von J. B. Hausner, Pfarrepositus in Genting	7.—			Durch Kaplan B. Frant in Ratibor	7.50
„C. C. in Fr. a. M.“	6.05			Für verschiedene Zwecke:	
Aus Neus	200.—			Von M. S. G. (Missions in Dabota)	10.—
Von P. Fr. Fröhle in Gurtweil	5.—			„G. S. J. durch Herder & Co. in München“	3.—
„S. A. B. S.“	5.—			R. A. B. S.	6.—
Durch S. Weiz, Erzpriester in Striegau	2.—			Durch B. Frant, Kaplan in Ratibor	23.50
Für die orientalischen Missionen:				Von P. Fr. Fröhle in Unterfranken	20.—
Von J. B. Hausner, Pfarrepositus in Genting	5.—			P. Fr. Fröhle in Unterfranken	42.50
„J. Schmid, Pfarre in Hohenried“	12.—			„demselben für San Leopoldo“	80.—
Für die Missionen in Palästina:				„S. Weiz, Erzpriester in Striegau“	200.—
Von P. Fr. Fröhle in Gurtweil	5.—			„S. Weiz, Erzpriester in Striegau“	25.—
Durch S. Weiz, Erzpriester in Striegau	15.—				8.—
Von P. Fr. Fröhle in Unterfranken	20.—				

Danksagung und Bitte.

Die Gaben, welche die Milthätigkeit unserer Leser durch diese Blätter den katholischen Missionen zur Verfügung stellte, betragen im Laufe dieses Jahres:

53985 Mark 11 Pfennig,

womit die seit Gründung dieser Zeitschrift bei uns eingelaufenen Missionsgelder die Summe von

785037 Mark 45 Pfennig

erreichen. Ein herzliches „Vergelt's Gott“ für jeden Pfennig! Viel Elend konnte mit diesen Almosen gelindert, viel Gutes gestiftet werden. Unsere Leser werden dereinst am Tage der großen Rechenschafts-ablage beim jüngsten Gerichte erfahren, wie viel Segen ihre Gaben gewirkt, welch reichen Lohn sie verdient haben. Möge aber die Milthätigkeit, die wir immerfort ansehen müssen, auch in Zukunft

nicht nachlassen. Gerade jetzt bringen ja die Nachrichten aus Annam den herzzerreißenden Klageruf von vielen tausend Christen, die Heim und Habe verloren haben und nun ihre Hände hilflos nach uns ausstrecken! Und von so vielen anderen Punkten des Erdballes, wo katholische Missionäre in großer Armut wirken und leiden, bringt immer auf's Neue die Bitte um Unterstützung zu uns, und nur zu oft können wir auch den Bedürftigsten nicht geben, weil die eingegangenen Mittel es nicht gestatten. Mögen also unsere Leser nicht müde werden, die Werke der geistlichen und leiblichen Barmherzigkeit an ihren Glaubensbrüdern in den fernsten Welttheilen zu üben, eingedenk der göttlichen Verheißung: „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen“ (Matth. 5, 7).

Die Redaction.

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von J. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 16. November 1885.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.